Die Werke der Philostrate

Aus dem Griechischen übersetzt,

von

David Christoph Seybold

Professor und Rector des Gymnasiums zu Grünstadt.

Zweyten und letzten Bandes
Zweyte Abtheilung.

Welche die Beschreibung der Gemälde der beyden Philostrate, des Kallistratus Beschreibung der Statüen und die Briefe des ältern Philostrat enthält.

Lemgo,
im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1777.

Landesbibliothek
Coburg

An

Herrn

Joseph Anton Sigmund von Beroldingen

Domherrn zu Speier und Hildesheim, Bischöflicher Geheimder Rath, Probst des Stifts zu St. Guido in Speier ꝛc. ꝛc.

Hochwürdiger Herr,

Gnädiger Herr!

Wem kann ich diesen vierten Theil der Werke der Philostrate mit wahrscheinlicherer Hofnung einer günstigen Aufnahme zueignen, als Ihnen, Gnädiger Herr! die Sie mit so vielem Vergnügen einige der Gemälde-Beschreibungen anhörten, die ich die Ehre hatte Ihnen vorzulesen? Und zwar machten Ihnen diese Beschreibungen Vergnügen, nicht zwar deßwegen, als ob ich der glücklichste Uebersetzer derselben wäre, sondern hauptsächlich deßwegen, weil Sie ein

so

so großer Kenner der schönsten Künste sind, und Ihnen alles, was Kunst- und Kunstsachen betrift, Vergnügen macht, besonders Nachrichten von den Künsten der Alten, deren so großer Verehrer Sie sind. Denn Ihr großer und wahrer Geschmack findet nicht leere Verzierungen und Schnirkelwerke, sondern nur das schön, was simpel, der Natur getreu und edel ist.

Verzeihen Sie, Gnädiger Herr! — wenn Sie mir anders von Ihrer Bescheidenheit Verzeihung auswirken können — daß ichs hier öffentlich sage, wie sehr ich Ihre große Menschenliebe, Ihre hohen und weiten Einsichten, Ihre edle Denkungsart, kurz, alle die Eigenschaften bewundere, die Sie der Welt so schätzbar und liebenswürdig machen; und daß ich mit wahrer Verehrung bin

Euer Hochwürden und Gnaden

unterthäniger Diener,

Seybold.

Vorrede

zu des zweyten Bandes zweyter Abtheilung.

Die Beschreibungen von der alten Gemälde-Gallerie zu Neapel, die der ältere Philostratus verfaßt hat, und die von seinem Enkel von einer andern Gallerie, nebst der Statuen-Beschreibung des Kallistratus, sind schätzbare Nachrichten von den Kunstwerken des Alterthums. Man wird sie, denke ich, nicht ohne Vergnügen lesen.

Zwar mit den Gesetzen der neuern Malerey verglichen, wird man sie nicht ganz mit ihr einstimmend finden, und ich wundere mich, daß Winkelmann — so viel ich mich erinnere, denn ich habe ihn jetzt nicht gleich bey

der Hand — nichts davon erwähnt hat, daß die alten Maler sich nicht genau an die Einheit der Zeit und des Orts gebunden zu haben scheinen. Mehrere Gemälde enthalten mehr, als ein Sujet, wie man gleich aus der nächsten besten Beschreibung ersehen wird. Allein dieses wird, selbst den Kenner unserer Schulen, nicht hindern, die Ausführung, und besonders die Sittenmalerey, wie Webb sie nennt, zu bewundern. Ich muß bekennen, daß es mir selbst anfangs etwas schwer war, mir die Komposition dieser Gemälde zu denken. Allein, nachdem ich die Kupfersammlungen von dem Rest der alten Malerey, besonders die Kupfer im Bellori, näher betrachtet hatte, konnte ich mir die Komposition der beschriebenen Gemälde leichter vorstellen. Nemlich man muß sie sich nicht als ein Ganzes, sondern als in verschiedene Fächer abgetheilt denken, so wie man öfters kleine Landschaftsgemälde auf einem Kupferstiche zusammen abgedruckt findet. So enthielt z. E. das Gemälde, das Achill auf Scyrus überschrieben ist — es ist das erste in der Sammlung des jüngern Philostratus — in dem ersten Felde die Abholung des Achill von Scyrus, das andere Fach oder Feld, die Abholung seines Sohns — denn an die Ueberschriften der Grammatiker oder Kritiker muß man sich nicht allein halten — und so wird alsdenn diese Schwierigkeit, solche Gemälde von mehreren Sujets sich vorstellen zu können, wegfallen.

Uebrigens wird man sie mit desto mehrerem Vergnügen lesen, da sie so abwechselnden Innhalts sind. Es sind historische Stücke, und zwar die meisten — es sind Jagdstücke, Landschaften, z. E. der Bosporus, Küchenstücke, z. E. das Mahl der Gastfreundschaft,

schaft, u. s. w. Die Statüen-Beschreibung des Kallistratus macht uns mit den berühmtesten Werken der alten großen Meister, der Praxitele, Lysippe u. s. w. bekannt, und sind, so wie auch der Philostrate ihre, mit vieler Wärme und in einem blühenden Stil geschreiben.

Am Schluß muß ich noch etwas wegen des ersten Theils nachholen, erstlich, eine Entschuldigung wegen eines Versehens, und zweytens eine historische Nachricht. — Ich schickte das Manuscript von den übersetzten Briefen des Apollonius nebst der Vorrede zugleich, und hatte etwa, ich weis nicht, wie es kam, die Ordnung der Bogen, oder das anzumerken vergessen, daß die Briefe erst nach dem Leben gedruckt werden sollten. Daher wurden die Briefe durch ein Versehen vorangedruckt. — Doch was schadets? Das Versehen ist wenigstens nicht groß. Man kann ja, da man nun gewarnt ist, das Leben vorher, und die Briefe hernach lesen. Allenfalls ists auch so unrecht nicht, daß man erst den Mann aus seinen eigenen Briefen kennen lernt, und dann seinen ausführlichen Charakter von seinem Biographen weiter ausgeführt, und geschildert liest.

Was die historische Nachricht betrift, so ist sie diese, daß ich die zwey ersten Theile, oder besser, den ersten Band dieser Uebersetzung noch von Jena aus nach Lemgo eingeschickt habe. — Und warum diese Nachricht? — Deßwegen, weil indessen eine französische Uebersetzung dieses Lebens des Apollonius erschienen ist, und der Leser daher etwa glauben könnte, sie wäre von mir auf eine oder die andere Art gebraucht worden.

Noch habe ich sie nicht gesehen, bin aber auch von keinem Journalisten begierig gemacht worden, sie zu sehen. Daher hoffe ich, mein Leser verliere nichts, daß ich ihm nichts aus jener französischen Uebersetzung mittheilen konnte.

Und nun wünsche ich nichts mehr, als daß der Leser mit eben dem Vergnügen sich mit den Philostraten und Kallistraten bekannt machen möge, als es mir Vergnügen war, ihn mit den Männern bekannt zu machen. Besonders die Schriften von jenen gehören zu denjenigen Schriften des Alterthums, die am interessantesten und unterhaltendsten sind.

Grünstadt, den 4ten April.
1776.

Seybold.

I.

Des

Flavius Philostratus

Beschreibung

einer

Gemälde-Gallerie

zu

Neapel.

Zwey Bücher.

Innhalt des ersten Buchs.

Eingang.
1. Skamander.
2. Ein Schmaus.
3. Aesop.
4. Menöceus.
5. Der Nil.
6. Die Liebesgötter.
7. Memnon.
8. Neptun oder Geschichte der Amymone.
9. Sümpfe.
10. Amphion.
11. Phaethon.
12. Der Bosporus.
13. Semele.
14. Ariadne.
15. Pasiphon.
16. Pelops oder die Geschichte der Hippodamia.
17. Pentheus.
18. Die Tyrrhenier.
19. Satyren.
20. Der Olymp.
21. Midas.
22. Narciß.
23. Die Hyacinthe.
24. Die Einwohner von Andros.
25. Die Geburt des Merkur.
26. Amphiaraus.
27. Eine wilde Schweinsjagd.
28. Perseus.
29. Pelops.
30. Ein Mahl der Gastfreundschaft.

Beschreibung der Gemälde-Gallerie zu Neapel.

Erstes Buch.

Eingang des Werks.

Lobrede auf die Malerey. Gelegenheit zu dieser Beschreibung.

Wer an der Malerey keinen Geschmack findet, muß weder ein Freund der Wahrheit seyn, noch die Dichtkunst zu schätzen wissen. Denn beyde beschreiben die Gestalten und Thaten der Helden. Auch die Schönheit der Symmetrie, die selbst jeder Rede Reiz giebt, muß der Verächter der Malerey nicht kennen. — Wollte ich sie vollends nach Art der Sophisten anpreisen,

so

so müßte ich sagen, daß die Götter selbst die Urheber der Malerey sind. Denn mit welchen glänzenden Farben bemalen sie nicht, nach der Verschiedenheit der Jahrszeiten, die Erde, und wie malerisch sind oft die Erscheinungen am Himmel! Will man aber den Ursprung der Malerey nach der Wahrheit erforschen, so bemerkt man, daß die Menschen von den ältesten Zeiten her nachgeahmet haben, und daß Nachahmen in unserer Natur ist. Diese Nachahmung nun versuchten weise Männer auf zweyerley Art, und nannten die eine Malerey, die andere Bildkunst. Die Bildkunst bearbeitet verschiedene Materien, und ahmt nach, theils in Erz, theils in lydischem oder parischem Marmor, theils in Elfenbein, und in der That auch die Kunst des Grabstichels gehört zur Bildkunst. Die Malerey bearbeitet Farben, allein sie richtet mit dieser einzigen Gattung von Materialien mehr aus, als andere Künste mit vielen Materialien. Denn sie zeigt Licht und Schatten, und malt in den Blicken Raserey, oder Schmerz, oder Freude. Der Bildhauer kann den Blick der Augen nicht nachbilden, aber die Malerey bildet das eine Auge grau, das andere blau oder schwarz, die Haare gelb, oder roth, oder röthlich *). Auch die Farbe des Kleides und der Waffen weis sie anzugeben. Häuser und Kabinette, Hayne und Berge, Wellen und Aether stellt sie vor.

Welche Meister diese Kunst auf einen hohen Grad gebracht, und welche Städte oder Könige sie geschützt haben, ist schon von andern erzählt worden, besonders von Aristodem, aus Karien, bey dem ich um der Malerey willen vier Jahre mich aufgehalten habe. Er malte in der Manier des Eumelus, und wußte seinen Gemälden vielen Reiz zu geben. Jetzt aber will ich weder von Malern noch von der Geschichte der Malerey reden, sondern wirk-

*) Der Verf. will sagen: so gar die Nüancen der Farben drückt die Malerey aus. Denn gelb, roth oder röthlich sind homogen.

wirkliche, Gemälde, über welche ich mich mit Jünglingen unterhalten habe, in dieser Schrift beschreiben. Sie wird, hoffe ich, dazu dienen, daß man theils selbst Gemälde beschreiben, und sich in der Malersprache ausdrücken, theils die ächte Schönheiten der Gemälde kennen lernt. Die Gelegenheit dazu war folgende.

In Neapel, einer Stadt Italiens, deren Einwohner griechischen Ursprungs und feine Leute sind, wurden allerhand Arten von Wettstreiten angestellt. Denn diese Stadt liebt noch immer griechische Wissenschaften. Immer kamen Jünglinge in das Haus meines Gastfreundes, und lagen mir an, ich möchte öffentlich deklamiren. Allein ich hatte beschlossen, nicht öffentlich aufzutreten. Ich hielt mich außer der Stadt auf, in einer am Meere gelegenen Vorstadt, in welcher eine Gallerie von vier oder fünf Kabinetten war, die die Aussicht über das tyrrhenische Meer hatten, und von Zephyren aufs angenehmste gekühlt wurden. Sie war von den kostbarsten Steinen aufgebauet, aber weit kostbarer, als die glänzenden Steine, waren die Gemälde, die in derselben aufgehängt waren, und von einem großen Liebhaber der Malerey gesammelt schienen. Denn es waren in derselben Werke von sehr vielen Meistern. Weil ich nun, wie gesagt, nicht öffentlich auftreten wollte, so war ich für mich schon geneigt, die Gemälde zu beschreiben. Hierzu kam noch, daß der zehnjährige Sohn meines Freundes, der eine große Wißbegierde hatte, mich bey Betrachtung der Gemälde antraf, und bat, sie ihm zu erklären. „Ja, ich will, antwortete ich ihm, damit er mich nicht für einen Mann hielt, der nicht gefällig gegen ihn wäre.“ „Ich will diese Gemälde mit dir durchgehen, so bald die andern Jünglinge kommen, und dieß soll ihnen statt der so oft verlangten Deklamation seyn.“ — Als nun die Jünglinge ankamen, sagte ich weiter: „Der Knabe soll die Gemälde, die ich erklären soll, vorschlagen. Denn ihm zu Gefallen erkläre ich

ich sie. Ihr Jünglinge könnt uns bey jedem Gemälde begleiten. Doch erwarte ich nicht, daß ihr mir allezeit Beyfall gebet, sondern es sey euch auch vergönnt zu fragen, wenn euch etwas nicht deutlich genug seyn wird.

Das erste Gemälde.

Der Skamander.

Weist du es, mein lieber Kleiner! daß dieses Gemälde aus dem Homer genommen ist? oder hast du es nicht gewußt? Vielleicht hast du dich verwundert, daß hier Feuer im Wasser brennt? Wir wollen sehen, was dir von der Geschichte bekannt ist, indessen aber unsere Augen von dem Gemälde selbst abwenden. Du weist vielleicht, was in der Ilias steht, wie Achill, um seinen Freund Patroklus zu rächen, ins Treffen auszieht, und wie die Götter selbst darüber in Bewegung gerathen, daß sie gegen einander streiten. Von dem Streit der andern Götter enthält das Gemälde nichts, sondern nur den Vulkan stellt es vor, der den Skamander mit aller Macht und Hitze anfällt. — Jetzt wollen wir das Gemälde wieder ansehen. Hier ist eine hohe Stadt, und hier die Burg von Ilium. Dieses offene Feld da ist groß genug, daß hier Asien mit Europa kämpfen kann. Das Feuer brennt weit auf dem Feld herum, besonders aber frißt es an den Ufern des Flusses hinauf, daß so gar keine Bäume mehr da sind, aber das um den Vulkan her fällt mitten auf den Strom. Der Fluß trauert, und flehet selbst den Vulkan um Erbarmung an, allein du siehst an dem Flußgott keine Haare mehr — das Feuer hat sie schon versengt — und an dem Vulkan bemerkst du keinen lahmen Fuß, denn er eilt zu sehr. Der Glanz des Feuers ist nicht gelb, noch wie gewöhnlich, sondern gleich dem Gold und der Sonne, aber dieser letzte Umstand ist nicht aus dem Homer.

Das zweyte Gemälde.

Ein Schmauß.

Komus, der Gott des Schmauses, steht unter der Thür des Gemachs, die von Gold ist, wie ich glaube. Man kanns nicht recht erkennen, weil es Nacht ist, aber die hier gemalte Nacht kömmt nicht vom Körper des Komus her, sondern sie soll andeuten, daß es schon spät ist. An dem Vorzimmer sieht man, daß die auf Ruhebetten liegende Jünglinge reich sind. Komus kömmt an, ein Jüngling in der Gesellschaft von Jünglingen, denn er ist so weich gebildet, daß man sieht, er hat die Jünglingsjahre noch nicht zurückgelegt. Vom Wein ist er ganz roth, und schläft stehend vor Trunkenheit. Er schläft so, daß sich sein Gesicht ganz auf die Brust herabgesenkt hat, und vom Hals nichts sichtbar ist. In der Linken hält er einen Wurfspieß. Allein wie es einem bey der Anwandlung des Schlafs zu gehen pflegt, daß man vergißt, was man in der Hand hält, so scheint auch Komus hier die Hand, mit der er den Spieß halten soll, zu öfnen. Eben daher, weil der Schlaf ihn ganz träge macht, will auch die Fackel aus seiner Rechten fallen. Weil er aber doch befürchtet, mit der Fackel ans Bein zu kommen, schlägt er den linken Fuß über den rechten, nimmt die Fackel in die Linke, und stützt sie auf das vorgesetzte Knie, damit ihm nicht der Dampf ins Gesicht geht. Die Maler sollen uns zwar schöne Gesichter zeigen, und ohne ein schönes Gesicht ist das Gemälde todt. Dem Komus aber hatte der Maler nicht nöthig viel Gesicht zu geben, weil er nicket, und mit dem Kopfe Schatten macht. Der Maler scheint damit andeuten zu wollen, daß Jünglinge, wenn sie schmausen, sich bedecken müssen. — Der übrige Körper des Komus ist aufs deutlichste ausgedrückt, und durch die herabgesunkene Fackel ins Licht gesetzt. Seinen Kranz von Rosen muß ich

zwar loben, aber nicht wegen der Farben — denn himmelblaue oder gelbe Farben der Blumen auszudrücken, ist keine große Kunst — sondern, weil er so weich ist. Auch das muß ich loben, daß auf den Rosen noch Thau zu stehen scheint, und daß man sie zu riechen glaubt. — Was fehlt nun noch zur Schilderung des Schmauses? was anders als die Schmausenden selbst. Hörst du denn nicht die tönenden Instrumente und das Geräusch und den Lärmen der Schreyenden? Unter sie hinein werfen die Lampen ihr Licht, die dazu dienen, theils daß die Schmausenden sehen, was ihnen im Wege liegt, theils daß wir sie sehen. Viele derselben sind aufgestanden, und Männer und Weiber gehen mit einander umher, und tauschen die Schuhe und die Gürtel. Beym Schmause nemlich ist es den Weibern erlaubt, einen Mann, und den Männern, eine Frau vorzustellen. Ihre Kränze sind nicht mehr frisch, sondern halb welk, weil sie so oft mit den Händen sie halten müssen, wenn sie unter dem Getümmel an einander anstoßen. Denn die Blumen können das viele Anrühren nicht leiden, und verwelken dadurch vor der Zeit. Auch das Klatschen, das bey einem Schmause nicht wohl fehlen darf, ist auf dem Gemälde ausgedrückt. Denn mit der gekrümmten Rechten schlagen sie nach einem gleichen Takt, nach Art der Cymbeln, in die linke flache Hand.

Das dritte Gemälde.

Aesop.

Die Fabel kömmt zum Aesop, und scheint ihm zu danken, daß er sich ihrer angenommen hat. Denn zwar auch Homer und Hesiod und Archilochus in dem Gedicht gegen den Lykambes, haben Fabeln eingemischt, Aesop aber hat alles, was den Menschen angeht, in Fabeln eingehüllt, und hat die unvernünftigen Thiere reden lassen, um vernünftige Lehren zu geben. Er redet wider

den

den Geiz, wider die Ungerechtigkeit, und wider den Betrug. Zu diesem Zweck bedient er sich des Löwens, des Fuchses und des Pferds; selbst durch die stumme Schildkröte lehrt er die Jünglinge, wie sie tugendhaft leben sollen. Da nun Aesop der Fabel einen so großen Ruhm mitgetheilt hat, so kömmt sie hier zu diesem Weltweisen, um ihm eine Binde ums Haupt zu winden, und ihn mit Zweigen zu bekränzen. Er sinnt eben, wie es scheint, auf eine neue kleine Erzählung, ich schließe es aus seinem Lächeln, und aus dem Blick der Augen, der auf die Erde gerichtet ist. Der Maler hat gewußt, daß so eine kleine Erzählung die Seelenkräfte nicht sehr anstrengen darf. — Das Gemälde stellt auch die in der Fabel handelnde Personen vor. Hier siehst du die Thiere in Menschentracht, deren Bilder aus den Fabeln selbst genommen sind, um den Aesop herumstehen. Voran steht der Fuchs, denn durch ihn führt Aesop das meiste aus, wie die Komödie durch den Davus.

Das vierte Gemälde.

Menöceus.

Hier ist die Belagerung von Theben, denn die Mauer hat sieben Pforten. Dieß ist das Heer des Polynices, des Oedipus Sohns, denn der Helden und der Kriegshaufen sind sieben. Amphiaraus nähert sich ihnen mit traurigem Angesicht, auf dem seine ganze Botschaft ausgedrückt ist. Die andern Heerführer verrathen schon Angst in ihren Gesichtern, und heben die Hände zum Himmel auf. Kapaneus aber mißt mit den Augen die Mauern, ob er sie etwa übersteigen könne. Noch wird er von den Thebanern nicht zurückgeschlagen, weil die Thebaner den Krieg noch nicht anfangen wollen. Der Maler hat hier einen artigen Gedanken. Auf der Mauer stellt er bewafnete Männer herum, einige läßt er ganz sehen, andere

nur biß an die Knie, andere nur mit halbem Leib, von andern nur die Brust, weiterhin nur die Köpfe und Helme, zuletzt nur die Spieße. Dieß, mein Sohn, heißt die Proportion beobachten, denn er mußte diejenigen, die immer weiter entfernt stehen, nach und nach den Augen entziehen *). — Auch Thebe hat seinen Wahrsager, denn Tiresias verkündigt einen Ausspruch des Orakels, daß, wenn Menöceus, der Sohn Kreons, beym Eingang der Drachenhöle sterben würde, die Stadt befreyet seyn solle. Er kömmt auch wirklich um, ohne daß sein Vater etwas davon weis, und verdient unser Mitleiden wegen seiner Jugend, Ruhm aber wegen seiner tapferen That. Betrachte hier die Kunst des Malers! Er hat hier keinen zarten noch weichlichen, sondern einen muthigen Jüngling gemalt, der sich fleißig auf dem Kampfplatz geübt hat. Dieß siehst du an seiner schwarzbraunen Farbe, die Plato an den Jünglingen seiner Republik so gerne sieht. Seine Brust und die Seiten sind weich, die Rippen und die Lenden symmetrisch, die Schultern stark und fest, und der Nacken nicht steif. Er hat nur so viele Haare, als man haben kann, ohne weibisch zu scheinen. Hier steht er mit gezogenem Schwerd, womit er schon seine Seite durchstoßen hat. Laß uns sein Blut auffassen, mein Lieber! denn es fließt schon, und die Seele will ihm entfliehen. Bald, bald wirst du sie davon schwirren hören **). Denn in einem schönen Körper wohnt die Seele gern, und mit Verdruß wird sie sich von ihm trennen. Er fängt schon an zu wanken, weil er viel Blut verloren hat, und erwartet den Tod mit heitern und liebreichen Augen, die einschlummern wollen.

Das

*) S. Webb von der Malerey, S. 100.

**) Ein homerischer Ausdruck, dessen ψυχη τετριγυια seinen Lesern bekannt ist.

Das fünfte Gemälde.

Der Nil.

Um den Nil herum haben sich die Pechen versammelt, jene nur Ellen hohe Knaben, die daher ihren Namen haben *). Der Nil freuet sich über ihre Gegenwart, sowol wegen anderer Ursachen, als auch, weil sie andeuten, wie hoch er zu steigen pflegt **). Sie nähern sich ihm, diese zarten lächelnden Kinder, und scheinen gleichsam aus dem Wasser hervorzukommen, ja auch, wie ich glaube, zu reden. Einige sitzen auf seinen Schultern, andere hangen an seinen Haaren, einige schlafen in seinen Armen, andere spielen um seine Brust. Sowol aus seinem Busen als aus den Armen schüttet er Blumen vor sie hin, damit diese ihm geweihete Knaben theils Kränze daraus flechten, theils auf denselben unter lautern Wohlgerüchen schlafen. Einige erheben sich mit ihren Sistern ***), denn dieses Instrument ist dem Nil eigen. Die Krokodile und Flußpferde, die andere bey dem Nil malen, sind hier in dem Schilf verborgen, damit sie die Kleinen nicht schrecken. Die hier beygemalte Instrumente sind Kennzeichen des Ackerbaues und der Schiffarth, denn der Nil macht Egypten theils zur Schiffarth bequem, theils durch seine Ueberschwemmung fruchtbar. In Aethiopien, wo er seinen Ursprung hat, theilt der Dämon, der bey seiner Quelle ist †), Egypten dasjenige Maas von Wasser zu, das der Jahreszeit gemäß ist. Hier ist dieser Dämon gemalt. Wenn er sich erhebt, muß er biß an den Himmel reichen. Denn wie ungeheuer ist nicht dieser Fuß da, den er

*) Πηχυς.

**) So viele Pechen, so viele Ellen, die der Nil in die Höhe stieg, wurden durch sie angedeutet.

***) Das bekannte egyptische Instrument.

†) Von welchem im 6 B. des Lebens des Apoll. im 22 und 25sten Kap. mehreres vorkömmt.

er der Quelle vorhält? Der Nil sieht sich nach ihm um, und scheint ihn zu bitten; er möchte ihm dieses Jahr viele Kinder erlauben.

Das sechste Gemälde.

Die Liebesgötter.

Liebesgötter lesen hier Aepfel auf; du darfst dich aber über ihre Menge nicht verwundern, denn sie sind Kinder der Nymphen, die die Menschen beherrschen. Es müssen ihrer viele seyn, weil die Menschen in so vieles verliebt sind. Der andere Amor hat im Olymp genug zu thun. — Riechst du es, welch' angenehme Wohlgerüche dieser Garten ausdüftet? Oder riechst du es nicht, so höre desto aufmerksamer, denn die Beschreibung dieses Gemäldes wird dich selbst verliebt machen. — Hier ziehen sich gerade Furchen hin, durch die man nicht gehen kann, dort im weichen Grase kann man einen kleinen Wettlauf anstellen, dort kann man auch sanft schlafen. Auf den hohen Aesten hängen goldene rothe Aepfel, von der Sonne beschienen, die den ganzen Schwarm der Liebesgötter zu sich locken. Ihre Köcher sind vergoldet, und golden die Pfeile in denselben. Sie hängen an den Bäumen, indessen die kleine nakte Schaar leicht herum flattert. Ihre bunte tausendfarbige Kleider liegen im Grase, der Kränze bedürfen sie nicht, denn mit ihren lockigten Haaren sind sie genug bekränzt. Ihre Flügel sind theils meerblau, theils purpurroth, theils golden, und das Schwingen derselben bewegt fast harmonisch die Luft. — Und vollends die Körbe, in denen sie die Aepfel sammeln! wie glänzen sie von Sardonichen und von Smaragden und von ächten Perlen! Gewiß hier kann man die Kunst des Vulkan nicht verkennen. — Aber Leitern hatten sie nicht nöthig. Denn zu den Aepfeln können sie empor fliegen. — Von denen, die da herum tanzen, oder herum laufen, oder

schla-

schlafen, oder ihrer Aepfel sich freuen, will ich nichts sagen, aber siehe hier, was mögen wol diese im Sinn haben? Vier der schönsten Liebesgötter sind da hier bey Seite getreten, zwey davon werfen einander Aepfel zu, und das andere Paar schießt Pfeile gegen einander ab, und zwar nicht mit feindlichen Blicken, so gar scheint einer dem andern die Brust zu bieten, damit er desto gewisser treffen kann. Der Maler scheint dir hier ein Räzel vorgelegt zu haben, was meynst du wol? — Wenn es mich nicht täuscht, so scheint er hier ein Sinnbild der Freundschaft und der gegenseitigen Liebe geben zu wollen. Denn die da mit den Aepfeln scherzen, fangen an einander zu lieben, der eine küßt den Apfel, und wirft ihn dem andern zu, der andere faßt mit der Hand ihn auf, und man siehts ihm an, daß er ihn wieder küssen und zurück werfen wird. Die zwey Bogenschützen hingegen befestigen die schon angefangene Liebe. Jene werfen mit Aepfeln, um einander zur Liebe zu reizen, diese schießen sich mit Pfeilen, um die Liebe aufs tiefste ins Herz einzusenken. — Aber diese dort, um die die Menge herum steht, gehen ganz erhitzt auf einander loß, denn sie ringen mit einander. Ich will dir auch ihren Kampf beschreiben, weil du es zu verlangen scheinst. Der eine scheint seinen Widersacher schon überwunden zu haben, ihm auf den Rücken zu fliegen, ihn erstichen und binden zu wollen, der andere aber hat seinen Muth noch nicht verloren, und richtet sich wieder auf, und hält des andern Hand von seinem Hals ab, indem er einen Finger auswärts dreht, daß die andern folgen müssen, und sich nicht mehr schließen können. Der umgedrehte Finger schmerzt ihn so sehr, daß er den kleinen Kämpfer ins Ohr zu beißen sucht. Daher zürnen die Zuschauer auf ihn, daß er wider die Kampfgesetze handle, und steinigen ihn gleichsam mit Aepfeln. — Auch dieser Hase dort soll uns nicht entrinnen, und wir wollen ihn so, wie die Liebesgötter, fest halten. Er sitzt unter den

Apfelbäumen, und frißt die abgefallenen Aepfel. Einige hat er halb angefressen liegen lassen, aber die Liebesgötter jagen und schrecken ihn durch Händeklatschen und Schreyen, oder wollen ihn mit ihrem Gewand verscheuchen. Einige fliegen über ihm herum, andere verfolgen ihn zu Fuße. Dieser hier rennt ihm nach, wie wenn er ihn haschen wollte, aber schnell dreht sich der Hase auf die andere Seite. Der dort will an dem Bein ihn fassen, aber da er ihn schon hatte, läßt er ihn wieder entwischen, und alle Liebesgötter lachen darüber. Einige sind auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen, alle liegen so da in der Stellung, wie sie das Thier verfehlt haben. Schießen wollen sie ihn nicht, sondern lebendig fangen, um ihn der Venus, als ein ihr angenehmes Opfer zu weihen. Denn es wird dir nicht unbekannt seyn, daß der Hase ein Liebling der Venus ist. Man sagt, daß die Hasen ihren ersten Wurf säugen, und mit eben derselben Milch auch den zweyten, und daß sie, wenn sie schon trächtig sind, noch einmal trächtig werden können, und das ganze Jahr werfen. Die Männchen unter ihnen zeugen und gebähren, wie man sagt. Thörichte Liebhaber glauben auch, daß einige Theile von den Hasen die Dienste der Liebestränke thun. Allein dergleichen Künste wollen wir solchen Menschen überlassen, die nicht verdienen wieder geliebt zu werden. Lieber wollen wir die Venus hier anschauen, und wozu sie diese Aepfel hat, untersuchen. Siehst du jenen ausgehöhlten Felsen, wo das Wasser herabfließt, klar und lieblich zu trinken, das auch die Apfelbäume da tränkt? Dieses Bild der Venus hier betrachte mir! Nymphen haben es hier gesetzt aus Dankbarkeit, daß sie sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter gemacht hat. Jener silberne Spiegel und der vergoldete Pantoffel und die goldene Haften sind alle nicht ohne Ursache da. Sie gehören zum Putz der Venus, und sind,

wie

wie aus dieser Innschrift erhellt, Geschenke der Nymphen. Auch die Liebesgötter bringen ihr die Erstlinge der Aepfel zum Geschenke, und stehen um sie herum, sie zu bitten, sie möchte ihren Garten noch ferner blühen lassen.

Das siebente Gemälde.

Memnon.

Siehe hier die Völker des Memnon! Sie haben ihre Waffen abgelegt, um ihren Heerführer zu beklagen. Von einem eschenen Spieß ist er, wie mich dünkt, in die Brust verwundet worden. Da ich hier ein weites offenes Feld und ein mit einer Mauer befestigtes Lager, und eine mit Mauern verschlossene Stadt vor mir sehe, so kann ich nicht anders glauben, als daß jenes die Aethiopier und dieses Troja ist. Man beklagt hier den Tod Memnons, des Sohns der Aurora. Er war gekommen, Troja zu retten, und wurde von dem Achill umgebracht, so tapfer er auch war, und dem Achill selbst nichts nachgab. Siehe, wie groß er da ausgestreckt liegt! Siehe, welche dicke Haarlocken er hat, die vermuthlich dem Nil geweihet sind! Denn den Abfluß des Nils haben die Egyptier, die Quellen aber Aethiopien. Siehe, wie viel Muth sein ganzes Ansehen verspricht! selbst, da die Augen schon erloschen sind; wie sehr sein zarter keimender Bart ihm eben das jugendliche Ansehen giebt, das der hat, der ihn tödtete. Du kannst ihn auch nicht ganz schwarz nennen, denn unter seiner so reinen schwarzen Farbe schimmert ein gewisser Glanz hervor. — Was die Gottheiten hier betrift, so zeichnet besonders Aurora sich aus, die ihren Sohn beklagt, und die Sonne verfinstert, und die Nacht bittet, vor der Zeit einzubrechen, damit es ihr gelinge, ihren Sohn, wenn es Jupiter erlaubt, aus den Händen

der Griechen zu retten — und siehe! schon ist er ihnen entrissen. — An dem Rande des Gemäldes zeigt sich vorzüglich der Fleiß des Malers, hier, wo aus der Erde nicht der Grabhügel des Memnon, sondern der in Aethiopien in einen schwarzen Stein verwandelte Memnon selbst sich erhebt. Er ist sitzend vorgestellt, und aus seiner ganzen Gestalt glaube ich zu erkennen, daß ers selbst seyn soll. Sonnenstrahlen fallen auf das Bild, denn, wenn sie auf seinen Mund fallen, bringen sie aus demselben, wie aus einem Instrument, Töne hervor, und durch dieses redende Kunstwerk scheint Apoll die Aurora trösten zu wollen.

Das achte Gemälde.

Neptun oder Amymone.

Vermuthlich erinnerst du dich aus deinem Homer, mein Sohn! daß Apoll mit Landpferden über das Meer reiset, um den Griechen von Aegä aus zu Hülfe zu kommen. Das Meer ist ganz ruhig, und begleitet ihn mit seinen Seepferden und andern Bewohnern des Meers. Denn Homer läßt sie ihm folgen und schmeicheln, wie hier auf dem Gemälde. Bey ihm sind vor den Wagen Neptuns Pferde gespannt, die mit ehernen Hufen beschlagen sind, und schnell davon fliegen, und mit der Peitsche angetrieben werden. Hier auf dem Gemälde hingegen ist er mit Seepferden bespannt, die mit ihrem Huf über dem Wasser gehen und schwimmen können, und meergrün sind, und überhaupt die Gestalt der Delphine haben. Dort ist er unwillig und zürnt mit dem Jupiter, der das Heer der Griechen in die Flucht treibt, und ihre Feinde gegen sie unterstützt. Hier auf dem Gemälde hingegen ist er ganz heiter und fröhlich, und seine Mienen reden Liebe. Denn die Tochter des Danaus, Amymone, kam öfters an den Fluß Inachus, Wasser zu holen, und fesselte da den

Neptun. Eben jetzt besucht er sie, sie aber weis noch nicht, daß sie geliebt wird. Die ängstliche Miene des Mädchens, ihr Erblassen, der den Händen entfallene Wassereymer, alles bezeichnet den Schrecken der Amymone, und man sieht es ihr an, daß sie gar nicht weis, warum Neptun so eilend das Meer verläßt. Ihre weiße Farbe erhebt das goldene Kleid desto mehr, das in dem Meere wieder glänzt. Jetzt, mein Sohn! wollen wir die Nymphe allein lassen. Schon fängt die Welle an, sich zu erheben, um die Umarmung zu verbergen. Noch ist sie grau und dunkel, aber bald wird sie durch die Ankunft Neptuns, wie Purpur, glänzen.

Das neunte Gemälde.

Die Sümpfe.

Ganz naß ist dieses Land, und bringt Schilf und Rohr hervor, die, ohne gesäet oder gepflanzt zu werden, in Sümpfen wachsen. Auch Tamarisken und Schwertelkraut siehst du hier gemalt, weil beyde an Sümpfen wachsen. Himmelhohe Berge, jeder verschieden, sind umher gestellt, denn wo Fichten wachsen, muß der Boden leicht seyn. Berge, mit Cypressen besetzt, haben einen leimigten Boden, aber diese Tannen hier — was zeigen sie anders an, als daß der Boden dieser Berge schwer und rauh ist? Denn sie lieben weder ein lockeres Erdreich noch die Wärme, entfernen sich daher von den Feldern, und entweichen auf die Berge, wo sie besser fortkommen. Auf den Bergen entspringen Quellen, sie fließen herab, und vereinigen sich, und verwandeln das Feld in Sümpfe, das deßwegen doch ordentlich eingetheilt, und nicht zu morastig ist. Auf dem Gemälde siehst du das Wasser hier und da vertheilt, wie man es auch in der Natur, der besten Lehrerin, selbst findet. Es bildet viele Mäander, die mit Petersilien bewachsen, und ein angenehmer Aufenthalt der Wasservögel sind.

Du siehst, wie hier die Enten in dem Wasser herum flattern, und vom Wasser aufgeblasene Hälse, wie Schläuche, haben. Und vollends die Gänse — wie diese so natürlich auf dem Wasser herumwackeln und schwimmen! Bemerkst du auch hier die fremden Gäste mit den langen Schnäbeln, die so weichlich sind? Wie ihre Flügel und ihre ganze Stellung so verschieden geschildert ist! Der eine ruht auf dem Felsen auf einem Bein, der eine erfrischt, der andere reinigt seine Flügel. Jener dort holt Wasser in seinem Schnabel, dieser sucht auf der Erde herum nach Futter. Daß aber die Schwäne von den Liebesgöttern mit Zügeln geleitet werden, darfst du dich nicht wundern, denn diese Götterchen sind zuweilen muthwillig, und spielen gerne mit Vögeln. Daher wollen wir dieses ihr Spiel und das Wasser, in welchem sie scherzen, nicht übersehen. Vor allem übrigen Wasser ist dieses das schönste, es fließt gerade von dieser Quelle oben herab, und sammelt sich in einem sehr schönen Fischteich. Mitten auf demselben winken dir Gesträuche von Amaranth entgegen, dessen Aehrenförmige Blüthen eine so angenehme Farbe haben, und wenn sie herabfallen, das Wasser so schön färben. Um sie herum reiten die Liebesgötter auf den ihnen geweiheten Vögeln, und haben mit Gold eingelegte Zügel in der Hand. Der eine läßt die Zügel schießen, der andere zieht sie an, der lenkt seinen Vogel da hinaus, jener will ihn eben um das Ziel herumlenken. Man glaubt sie zu hören, wie sie die Schwäne aufmuntern, und einander vorzukommen drohen, und einer des andern spottet. Dieß alles liest man in ihren Mienen. Eben will der eine den andern abwerfen, jener ist schon abgeworfen, ein dritter springt von freyen Stücken herab, um in seiner Rennbahn zu baden. Am Ufer herum stehen die geschicktesten Schwäne, und singen, wie ich glaube, das Lied zum Angrif, wie in den Kriegen. Daß sie singen, sehe ich an dem geflügelten Jüngling. Es ist Zephyr, der so sanft, so angenehm ge-

malte Bild dieses Windes, dem die Schwäne ihren Gesang danken. Sie haben die Flügel in die Höhe gestreckt, um den Wind aufzufassen. — Siehst du auch diesen breiten, sich ein wenig kräuselnden Fluß, der aus dem Sumpf hervorkömmt? Ueber eine Brücke gehen die Hirten der Ziegen und der Schaafe. Lobst du an dem Maler, daß er die Ziegen so muthig und hüpfend, die Schaafe aber mit Mühe sich fortschleppend gemalt hat? oder findest du auch die Hirtenflöten schön, oder bewunderst du auch, daß sie den Mund so zierlich ansetzen, so hast du doch die kleinsten Schönheiten des Gemäldes, und nur das gelobt, was es nachgeahmt hat. Allein damit ist die Erfindung und schickliche Zusammenstellung des Gemäldes, die zwey wichtigsten Stücke der Malerey, damit noch nicht gelobt. Worinnen besteht denn nun die Erfindung des Malers? — Er hat hier zwey Palmbäume über den Fluß als Brücken gelegt, und drückt dadurch einen artigen Gedanken aus. Denn da er wußte, daß man von den Palmbäumen erzählt, sie seyn von verschiedenem Geschlecht, und vermählen sich, und die Männchen umarmen die Weibchen mit ihren Aesten, und neigen sich gegen sie hin, so hat er auf beyde Seiten des Ufers Palmbäume von verschiedenem Geschlecht gemalt. Der männliche Baum biegt sich aus Liebe gegen den weiblichen, und schreitet über den Fluß. Weil aber der weibliche zu weit absteht, kann der männliche ihn nicht erreichen, hat sich daher ganz auf den Boden hingebückt, und dient denen, die darüber gehen wollen, als eine Brücke, die desto sicherer ist, weil die Rinde des Baums so rauh ist.

Das zehnte Gemälde.

Amphion.

Die Lyra erfand zuerst Merkur, gab sie hernach dem Apoll, dieser den Musen, und die Musen dem Amphion

phion, dem Thebaner. Er wohnte in Theben, da diese Stadt noch mit keiner Mauer umgeben war. Als nun Amphion den Steinen ein Lied vorspielte, hörten sie es, und vereinigten sich von selbst. Diese Geschichte stellt das Gemälde vor. — Zuerst betrachte die Lyra, ob sie natürlich gemalt ist. Das Horn, sagen die Dichter, sey von einer muthigen Ziege. Es ist sehr brauchbar für den Musikverständigen zu seiner Lyra, und für den Bogenschützen zu seinem Bogen. Hier siehst du es ganz schwarz und von einander gesägt, und stark genug, daß beyde Enden gegen einander gekrümmt werden können, ohne zu brechen. Das zum Instrument nöthige Holz ist von dichtem, ganz glattem Buchsbaum. Elfenbein erblickst du hier nicht, denn damals kannte man dieses Thier noch nicht, noch weniger, wozu das Horn des Elephanten zu gebrauchen ist. Die Schildkrötenschaale, womit unten die beyden Hörner zusammengefügt sind, ist schwarz, künstlich gearbeitet, und hat, wie es in der Natur selbst ist, nahe zusammenlaufende große Streifen. Die Löcher, an welchen die Saiten befestigt sind, sind gelb, die Saiten selbst liegen unten auf dem Sattel auf, und gehen über die Löcher hin. Oben liegen sie hohl, wo sie an das Queerholz an dem obern Theil der Lyra angeknüpft sind. Diese Figur des Instruments, wo die Saiten gerade aufgezogen werden, ist die beste. — Was bemerken wir aber an dem Amphion? was anders, als daß er spielt. Die Lage der einen Hand deutet seine Aufmerksamkeit auf die Töne an, und sein Mund ist nur so weit geöfnet, als zum Singen nöthig ist. Er besingt, wie ich glaube, die Erde, die Mutter und Schöpferin aller Dinge, und diese fängt an, den Steinen Bewegung mitzutheilen. Die Haare sind zwar nicht in Ordnung gelegt, geben aber doch dem Amphion kein unangenehmes Ansehen. Sie beschatten die Stirne, ziehen sich neben dem Bart am Ohr herab, und spielen in die Goldfarbe. Noch besser steht ihm die Mitra, von den Grazien,

wie einige Dichter erzählen, selbst gemacht; das vortreflichste Göttergeschenk, nicht geringer, als die Lyra selbst! Beydes gab ihm Merkur, von der Liebe gefesselt. Auch das Oberkleid, das er trägt, ist ein Geschenk des Merkur. Denn es hat nicht nur eine Farbe, sondern spielt mit Farben, wie die Iris. Hier sitzt er auf dem Hügel, giebt mit dem Fuß den Takt, und mit der Rechten rührt er die Saiten, mit der Linken reckt er die Finger hinaus, ein Gedanke, den bisher fast nur die Bildhauer ausgedrückt haben! Genug von ihm selbst. Wie finden wir denn die Steine? — Alle bewegen sich durch den Gesang, und sind aufmerksam, und erheben sich zur Mauer. Einige haben sich schon in die Ordnung gefügt, andere wollen eben an ihren Platz sich erheben. Alle suchen einander zuvorzukommen. Es ist das angenehmste Schauspiel, wie die Steine unter einander wetteifern, und von der Musik bezaubert sind. Die Mauer bekömmt so viel Thore, als die Lyra Saiten hat — sieben.

Das eilfte Gemälde.

Phaethon.

Wie Gold fallen die Thränen der Sonnentöchter herab, geweint um ihren Bruder Phaethon. Denn dieser Sohn der Sonne wagte es, den Wagen seines Vaters zu besteigen, war aber nicht stark genug, ihn zu regieren, und fiel herab in den Eridanus. Die Weltweisen schreiben dieses Unglück der allzugroßen Hitze des Jünglings zu. Die Dichter und Maler aber dem Feuer des Sonnengespanns. — Siehe nur! alles ist am Himmel in Unordnung! Schon um die Mittagszeit verjagt die Nacht den Tag, und die auf die Erde herabfallende Sonnenscheibe zieht die Sterne nach. Die Horen verlassen die Pforten des Olymp, und fliehen in die heraufsteigende Finsterniß. Abgeworfen haben die Pferde den Zügel, und rennen wüthend hin und her.

Die verzweifelnde Erde, auf die ein Feuerregen herabfällt, reckt ihre Hände empor, der Jüngling stürzt aus dem Wagen heraus, und herab. Seine Haare sind verbrannt, und die Brust raucht. Er fällt in den Eridanus, und giebt Gelegenheit zu einer Erzählung von dem Flusse. Denn die Schwäne besingen den Fall des Jünglings, und werden sie in ganzen Schaaren wieder davon fliegen, so werden sie ihr Lied dem Kayster *) vorsingen, und die Geschichte überall ausbreiten. Den leichten und gefälligen Zephyr werden sie zu ihrem Gesang einladen, denn er stimmt mit ihnen ein. Ja schon jetzt scheint ein Lüftchen sich zu erheben, und Töne aus ihnen herauszulocken, wie der Hauch aus der Flöte. — Die am Ufer stehenden Nymphen, die noch nicht ganz in Bäume verwandelt sind, wurden, wie man erzählt, in Bäume, die Thränen vergießen, verwandelt. Und dieß siehst du auch auf dem Gemälde. Ihre Füße enden sich in Wurzeln, und biß an die Lenden haben sie die Gestalt der Bäume. Schon schlagen die Hände in Aeste aus. Aber über das Haar! wie natürlich das Laub der Pappelbäume ausgedrückt ist! Ueber die Thränen! wie sie so golden herabfallen! Die Tropfen, die noch in den Augenwinkeln hängen, wie sie gleichsam einen Strahl von sich werfen, und die auf die Wangen herabgefallen sind, wie sie auf den rothen Wangen glänzen! die auf der Brust liegen, sind schon ganz Gold. — Auch der Fluß klagt und hemmt vor Betrübniß den Lauf des Wassers. Er will ihn in seinem Schoos auffassen, den herabfallenden Phaethon, denn so steht er da. Bald werden die Heliaden an seinem Ufer empor wachsen. Der Fluß wird sie fächeln und abkühlen, und die herabfallenden Thränen des Pappelbaums auf seinem hellen Wasser zu den Völkern am Ocean führen **).

Das

*) Ein Fluß in Klein Asien, dessen Schwäne Homer verewigt hat, im 2ten B. der Ilias, v. 459.
**) Das Elektrum.

Das zwölfte Gemälde.

Der Bosporus.

Die hier am Ufer stehende Weiber erheben ein Geschrey, und scheinen den Pferden nachzurufen, die Jünglinge nicht abzuwerfen, und durch den Zaum sich lenken zu lassen, und die Thiere einzuholen. Die Pferde scheinen auch zu gehorchen. Nun bereiten sie sich nach der Jagd eine Mahlzeit, und setzen alsdenn von Asien nach Europa, das nur vier Stadien ungefähr entfernt ist, über. Sie rudern selbst, und siehe! hier werfen sie Anker. Ein sehr angenehmes Hauß nimmt sie auf, das kleine Kabinette und Speisesäle und Spuren von Fenstern hat. Auch eine Mauer mit Zinnen ist herumgebauet, aber am schönsten ist die wie ein halber Cirkel ums Meer herumgebauete Halle, die die Farbe von Wachs hat, denn sie ist von wachsfarbigten Steinen erbauet, und diese Farbe kömmt von dem Wasser einer Quelle. Nemlich in Phrygien entspringt an einem Berge eine warme Quelle, ergießt sich in eine Steingrube, und setzt die Steine unter Wasser. Daher die verschiedenen Farben der Steine. Denn wo trübes Wasser steht, werden die Steine gelb, wie Leimen oder Wachs; wo das Wasser hell ist, wächst der Stein wie Krystall. Kurz der Stein bekömmt verschiedene Farben, je nachdem verschiedenes Wasser in seine Ritzen eindringt. — Die Küste ist mit Felsen besetzt, die das Andenken einer Geschichte bewahren. Ein Jüngling und ein Mädchen, beyde schön, giengen zusammen zu einem Lehrer, und verliebten sich in einander. Weil sie aber nicht ohne Furcht sich umarmen konnten, beschlossen sie zu sterben, und stürzten sich von diesem Felsen herab, und dieß war ihre erste und letzte Umarmung. Daher steht hier Amor auf dem Felsen, und reckt seine Hand aus gegen das Meer. Auf diese Geschichte deutet der Maler. — Was nun das daran stoßende Hauß betrift, so wohnt ein einsames Frauenzim-

mer darinnen, das aus der Stadt geflohen ist. Denn die Jünglinge der Stadt droheten ihr, sie zu entführen, stellten um ihrentwillen allerhand Lustbarkeiten an, und suchten sie mit Geschenken zu gewinnen. Sie aber war übermüthig gegen ihre Verehrer, reizte sie aber dadurch nur desto mehr, und entwich hieher in diese befestigte Wohnung. Siehe nur, wie sie befestigt ist! Ein schrofer Fels zieht sich ins Meer hinein, und ist theils mit Wasser bedeckt, theils ragt er hervor. Auf demselben steht das Hauß, das auf das Meer einen Schatten wirft, und das Meer herum zu schwärzen scheint. Der ins Meer hineingehende Erdstrich hat das Ansehen eines Schifs, das sich aber nicht bewegt — Doch auch hier lassen sie ihre Liebhaber nicht in Ruhe. Der eine kömmt auf einem Schif, das blau gemalt ist, der andere auf einem Schif mit einem vergoldeten, der dritte auf einem Schif mit einem Schifsschnabel von einer andern Farbe herbeygefahren, und schmausen hier mit ihren bekränzten Freunden. Der eine spielt auf der Flöte, der andere klatscht Beyfall, der singt, jener wirft Kränze und Küsse zu. Sie rudern nicht weiter, sondern am Felsen hier halten sie. Sie aber sieht, wie von einer Warte, auf die Verehrer herab, und lacht ihrer Schmäuse, und begegnet ihnen höhnisch, und zwingt sie, nicht nur herumzuschiffen, sondern auch herumzuschwimmen. — Weiterhin wirst du Schaafheerden antreffen, und das Brüllen der Heerde und den Ton der Flöten hören. Auch Jägern wirst du begegnen und Ackerleuten, und Flüsse und Seen und Quellen antreffen. Denn alles findest du auf diesem Gemälde, was gegenwärtig da ist, was noch geschehen kann, und wie dieses oder jenes geschieht. Allein ungeachtet dieser Menge von Gegenständen beleidigt sie doch die Wahrheit nicht, sondern schildert das eigenthümliche eines jeden Gegenstandes, wie wann es nur ein einziger wäre, zwischen dem Hause dort und der Kapelle hier.

Denn

Denn du wirst wol auch diese Kapelle bemerken, die hier auf Pfeilern steht, und die aufgesteckte Fackel, die den auf dem Pontus fahrenden Schiffen leuchten soll *)!. — Warum führst du mich aber nicht zu einem andern Gemälde? Wir haben uns lange genug am Bosporus aufgehalten." — Warum? Noch sind die Fischer hier übrig, von denen ich im Anfang reden wollte. Damit wir uns aber doch nicht bey Kleinigkeiten aufhalten, sondern das merkwürdige nur anführen, so will ich nichts von denen sagen, die hier mit der Angel Fische fangen, oder Reuse legen, oder Netze auswerfen. Denn hievon wirst du nichts besonders hören, und alles dieses nur für Auszierungen des Gemäldes halten. Aber das wollen wir sehen, wie diese andern Fischer hier Thunnfische fangen. Denn der Fang dieser Fische ist merkwürdig. In das ägäische Meer kommen die Thunnfische aus dem Pontus, wo sie sich sehr vermehren und gute Nahrung haben, theils von andern Fischen, theils von dem Schleim und andern Feuchtigkeiten, die der Ister und Mäotis mit sich herbeyführen, und die das Wasser des Pontus angenehmer und trinkbarer machen. Wie der Phalanx eines Heers kommen sie in ganzen Heerden herbey. Sie schwimmen immer einer unter dem andern, und zwar so tief hinab, als der Zug breit ist. Man fängt sie auf tausend Arten. Entweder wirft man Dreyzacke nach ihnen, oder eine Lockspeise, oder breitet ein kleines Netz aus, das für einen kleinen Zug hinreichend ist. Doch die beste Art, sie zu fangen, ist diese. Ein Mann, der ein gutes Gesicht hat, und geschwind überschlagen kann, wie stark ungefähr der Zug ist, wird auf einen erhabenen Ort gestellt. Immer muß er seine Augen auf das Meer heften,

 und

*) In dem griech. Text ist hier eine Abtheilung mit der Ueberschrift: die Fischer. Sie ist aber unnöthig, weil das folgende noch zum Bosporus gehört. — Indessen will ich in meiner Uebersetzung die Zahlen des Textes beysetzen, wegen des bequemeren Nachschlagens.

und die Fische von weitem ausspähen. So bald er nun den Zug in den Bosporus eintreten sieht, ruft er denen, die in dem Nachen lauren, so laut er kann, zu, wie viele tausende der Fische es sind. Hierauf verschließen ihnen die Fischer den Ausgang mit einem starken Netz, und können einen so großen Fang thun, daß derjenige, der den Fischzug unternommen hat, auf einmal reich wird. — Nun siehe das Gemälde wieder an, auf welchem du die letzte Art des Fangs ausgedrückt siehst! Die Schildwache gleichsam sieht starr auf das Meer hin, und mißt mit den Augen die Anzahl der Fische. Aus dem schwarzen Meerwasser schimmern die verschiedenen Farben der Fische heraus. Die obersten erscheinen ganz schwarz, die nächsten unter ihnen etwas weniger, weiter unten täuschen sie das Gesicht, die untersten schwimmen nur wie Schatten einher, und man weis nicht, sieht man Wasser oder ists die Farbe der Fische. Denn die Schärfe des Auges wird im Wasser gebrochen, und man kann, was weit unten ist, nicht mehr genau unterscheiden. — Die Fischer selbst sind ganz frölich, und haben eine gelbe Gesichtsfarbe, weil sie der Sonne so sehr ausgesetzt sind. Der eine bindet das Ruder an, der andere rudert noch, und die Muskeln seines Arms sind von der starken Arbeit aufgeschwollen. Der ermuntert seine Nachbarn, jener schlägt den Faulen mit seinem Ruder. Sie erheben ein großes Geschrey, wenn die Fische ins Netz fallen. Viele haben sie schon gefangen, andere fangen sie noch. Aber unmöglich können sie den ganzen Zug auffangen, daher öfnen sie hier und da das Netz, und lassen einige entwischen. So reichlich ist dieser Fischfang, daß sie nicht nöthig haben aufmerksam zu seyn, damit keiner entwische.

Das dreyzehnte Gemälde. (14)

Semele.

Der Donner, den wir zu hören glauben, und der Blitz, der uns in die Augen leuchtet, und das Feuer, das vom Himmel herab auf den königlichen Pallast fällt, alles das gehört zur Geschichte der Semele. Die feurige Wolke hat ganz Theben eingehüllt, aber über den Pallast des Kadmus bricht sie sich, weil Jupiter zur Semele herabkömmt. Semele ist, wie wir sehen, verloren, aber mitten unter den Flammen wird Bacchus geboren. Sie erhebt sich in einer dunkeln Gestalt in den Olymp, und die Musen werden sie daselbst mit Liedern bewillkommen. Bacchus aber, der ins Leben hervorspringt, glänzt gleich einem Stern so sehr, daß er das Feuer verdunkelt. Die zurückweichende Flamme bildet für den Bacchus eine Höle, die er den lydischen und assyrischen vorzieht. Epheu und Weinreben und Tyrsusbäume sproßen um ihn herum auf, und die Erde giebt ihm alles so willig, daß auch einige derselben im Feuer da stehen. Du darfst dich auch nicht wundern, daß die Erde dem Bacchus zu Ehren das Feuer mit Weinreben und Tyrsusbäumen umgiebt. Denn bald wird sie an dem Bacchusfest selbst Antheil nehmen, und Weinquellen entspringen lassen, und aus jedem Kloß und aus jedem Felsen wird Milch fließen. — Hörest du den Pan, wie er auf der Spitze des Cythäron dem Bacchus ein Lied singt, und mit einem lauten Evoe den Boden stammt. Der Cythäron selbst, in menschlicher Gestalt, beklagt die Unglücksfälle, die sich bald auf ihm ereignen werden. Er trägt zwar einen Kranz von Epheu, aber er droht herabzufallen, der Kranz, weil er ihn mit Widerwillen aufgesetzt hat. Neben ihm pflanzt die Furie Megära eine Tanne, und läßt eine Wasserquelle entspringen, und damit spielt der Maler auf die künftige Geschichte des Pentheus und Aktäons an.

Das vierzehnte Gemälde. (15)

Ariadne.

Daß Theseus höchst ungerechter Weise — oder, wie einige erzählen, um des Bacchus willen, und mithin nicht so ganz ungerechter Weise — die Ariadne auf der Insel Dia verlassen habe, hast du wol schon von deiner Amme gehört. Denn dergleichen Erzählungen wissen sie genug, und können so gar, wenn sie wollen, darüber weinen. Daher habe ich dir nicht nöthig zu sagen, daß der da im Schiffe Theseus, und jener dort auf dem Lande Bacchus ist, noch darf ich dich erst aufmerksam machen auf die dort, die auf dem Felsen so sanft schläft. Auch an unserm Maler ist nicht nöthig zu loben, was man an jedem andern loben könnte. Denn jedem würde es leicht seyn, die Ariadne und den Theseus schön zu malen. Auch haben die Maler und Bildhauer tausend Gestalten des Bacchus vor sich, und können den Gott kenntlich machen, wenn sie auch nur einige Züge derselben treffen. Denn zum Exempel an dem in Kränze gewundenen Epheu sieht man schon, daß dieses Bild, wenn es auch sonst ganz verpfuscht wäre, den Bacchus vorstellen soll. Auch das Horn an seinen Schläfen verräth ihn, so wie das Panterthier ein Kennzeichen von ihm ist. Aber diesen Bacchus hier kennt man ganz allein, weil Liebe in alle seinen Mienen gemalt ist. Denn die Tyrsusstäbe und andere Geräthschaften, die ihn gewöhnlich umgeben, sind hier entfernt. Keine Bacchantinnen mit Cymbeln, keine Satyren mit Flöten siehst du hier, selbst Pan hat seine Tänze eingestellt, um nicht das Mädchen im Schlaf zu stören. Im Purpurfarbenen Gewand, mit Rosen bekränzt, und trunken vor Liebe, wie Anakreon sagt, nähert sich Bacchus der Ariadne. Theseus liebt sie zwar noch, aber da er den Rauch von Athen aufsteigen sieht, scheint er nichts mehr von ihr zu wissen, noch jemals gewußt zu haben.

Ich glaube so gar, er hat vergessen, daß es ein Labyrinth giebt, und warum er nach Kreta geschift ist, so sehr sind seine Augen nur auf das vor ihm liegende Attika geheftet. Nun betrachte auch die Ariadne, oder vielmehr ihren Schlaf. Ihr Nacken ist zurückgebogen, der Hals weich, die rechte Hand liegt ganz frey, die linke aber auf dem Kleide, damit der Wind nicht damit spiele. Wie leicht und wie angenehm ist dein Hauch, o Bacchus! Ob ihn aber wohlriechende Trauben oder Aepfel jetzt ergötzen, wirst du einmal sagen können, wenn du selbst liebst.

Das funfzehnte Gemälde. (16)

Pasiphae.

Pasiphae liebt den Minotaurus, und bittet den Dädalus, ein Mittel ausfindig zu machen, wie sie ihre Wünsche erhalten kann. Dädalus arbeitet an einer Kuh, gleich der Kuh unter der Heerde, der Minotaurus folgte. Wie nun Pasiphae mit dem Minotaurus sich vereinigt hat, sieht man aus seiner Gestalt, die von der Natur sehr unschicklich dazu gemacht ist. Auf dem Gemälde findest du die Vereinigung selbst nicht, sondern nur die Werkstätte des Dädalus ist hier vorgestellt. Um ihn her stehen allerhand Bildsäulen, einige ausgearbeitet, andere, denen noch die letzte Hand fehlt, an allen aber sind die Beine von einander getrennt, und scheinen fortzuschreiten. Vor dem Dädalus ist kein Künstler auf den Gedanken gekommen, die Füße von einander abzusondern *). — Er selbst hat das Ansehen eines Atheniensers, und den Blick eines sehr weisen und denkenden Mannes. Auch seine Kleidung ist attisch. Denn er ist nur in einen grauen Ueberrock eingehüllt, und ist, wie es bey den alten Atheniensern gewöhnlich war,

 barfuß.

*) Siehe Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 7. wo mich wundert, daß W. diese klassische Stelle nicht angeführt hat.

barfuß. Er sitzt eben über seinem Kunstwerk, der Kuh, und ihm helfen die Liebesgötter arbeiten, weil er dabey der Hülfe der Venus nicht ganz entbehren kann. Die Liebesgötter sind sehr geschäftig, theils zu bohren, theils das, was noch rauh ist, zu glätten, theils die Proportion des Werks auszumessen. Diejenigen, die sägen, übertreffen alle Gedanken, die je ein Künstler mit der Hand oder in Farben gewagt hat. Siehe nur! die Säge liegt auf dem Holz, und hat schon einen Theil durchschnitten. Diese Liebesgötter durchschneiden es mit der Säge. Der eine steht auf der Erde, der andere schwebt in der Luft. Der eine steht gerade, der andere liegt vorwärts, und dieß thun sie wechselsweise. Der jetzt gerade gestanden hat, biegt sich gleich darauf, und der sich jetzt biegt, wird gleich gerade stehen. Der von unten hinaufsägt, athmet ganz schwer auf der Brust, der andere aber, der von oben herabsägt, ist am ganzen Unterleib aufgelaufen; so sehr drückt er mit den Händen abwärts! — Außerhalb der Werkstätte erscheint Pasiphae, die nach dem Minotaurus sich umsieht, und ihm wegen ihrer Gestalt und wegen ihres Putzes zu gefallen glaubt. Denn sie glänzt gar herrlich, und strahlt so gar der Iris vor. Allein ihre Miene drückt beynahe Verzweiflung aus, weil sie nur zu sehr weis, wen sie liebt. Denn sie eilt zu ihm hin, er aber kennt ihr Verlangen nicht, und sieht nur seine Kuh. Der Stier selbst ist ganz trotzig, als der Führer der Heerde, gemalt. Er hat schöne Hörner, und ist weiß und breit. Die Haut hängt biß auf die Füße herab, stark ist sein Nacken, und hell sein Auge; die Kuh aber, nach der er sich umsieht, schwärmt unter der übrigen Heerde herum, hat einen schwarzen Kopf, und ist übrigens ganz weiß. Gleich einem Mädchen, die vor ihrem Liebhaber flieht, weicht sie dem Stier aus.

Das sechszehnte Gemälde. (17)

Pelops oder Hippodamia.

Der in den Gesichtern der Zuschauer ausgedrückte Schrecken ist über dem Oenomaus, dem Arkadier, entstanden, und diejenigen, die hier darüber schreiben — man glaubt sie zu hören — sind Arkadier und überhaupt die Einwohner des Peloponnes. Durch die listigen Anstalten des Myrtilus brach der Wagen zusammen, und fiel um *). Er ist mit vier Pferden bespannt, im Kriege zwar wagte man es noch nicht, den Kriegswagen mit vier Pferden zu bespannen, aber im Wettrennen war es schon gewöhnlich, und machte Ehre. Die Lydier, eine Nation, die sehr die Pferde liebte, fuhren schon zu den Zeiten des Pelops mit vierspännigen und zweyspännigen Wagen. Nach ihm ließen sie ihre Wagen mit vier Deichseln versehen, und sollen die ersten gewesen seyn, die acht Pferde neben einander spannten. — Siehe, mein Sohn! die Pferde des Oenomaus, wie sie toben und davon rennen, und voll Wuth und Schaum sind! Besonders leicht werden die arkadischen Pferde rasend. Mit Fleiß, glaube ich, hat der Künstler sie schwarz gemalt, um damit anzudeuten, daß sie zu keiner glücklichen Stunde zum Wettrennen sind vorgespannt worden. Hingegen die Pferde des Pelops, wie weiß sie sind und gehorsam aufs Wort, und lenksam durch den Zügel, und den Sieg durch ein sanftes Wiehern voraus verkündigen! Oenomaus liegt da mit einer trotzigen Miene, gleich dem thracischen Tyrannen Diomed. Desto weniger wird es dir vom Pelops unglaublich vorkommen, daß einst Neptun ihm, da er in Sipylus den Mundschenken der Götter machte, wegen sei-

*) Vergleiche mit diesem das Gemälde eben dieses Innhalts, den Pelops in der Beschreibung des jüngern Philostrats.

ner Schönheit lieb gewonnen hat. Eben daher erhielt er von dem Neptun, schon als ein Jüngling, diesen Wagen, der über das Meer, ohne die Axe naß zu machen, eben so leicht dahin fährt, als über die Erde. Denn unter ihm scheint das Meer festes Land zu seyn. Pelops also und Hippodamia, die beyde auf dem Wagen stehen, und auf demselben vereinigt werden, haben den Sieg im Wettrennen davon getragen. Beyde lieben einander so sehr, daß sie sich fast vor den Augen der Zuschauer umarmen. Er ist nach Art der Lydier kostbar gekleidet, und ist noch eben so jung und schön, als du ihn kurz zuvor gesehen hast, da er den Wagen vom Neptun sich ausbat. Hippodamia aber ist geschmückt wie eine Braut, und hat das Gesicht bedeckt, weil sie durch den Sieg die Gemahlin des Pelops werden soll. Alpheus springt aus seinem Wasser heraus, und bietet dem Pelops, der an seinem Ufer dahin fährt, einen Zweig von einem wilden Oelbaum an. — Was die Grabhügel auf der Rennbahn betrift, so sind hier die Freyer begraben, die, um die Hippodomia zu erhalten, in das Wettrennen sich einließen, und vom Oenomaus getödtet wurden. Es sind ihrer dreyzehn. Ihre Grabmäler sind mit Blumen umwachsen, und sie scheinen auf diese Art wegen des Sieges des Pelops über den Oenomaus sich bekränzt zu haben.

Das siebzehnte Gemälde. (18)

Pentheus.

Auf diesem Gemälde erblickst du die Geschichte auf dem Berg Cytharon, die bacchischen Chöre und die Weinreichen Felsen und Nektar aus Trauben gepreßt, und Milch, die aus der Erde hervorquillt. Hier erblickst du kriechenden Epheu, und Schlangen, die sich in die Höhe bäu-

bäumen, und Tyrsusstäbe *), die von Honig triefen, hoch, wie Bäume. Siehe! hier liegt die Tanne auf dem Boden, welche die Bacchantinnen, von ihrem Gott begeistert, mit großer Stärke aus der Erde gerissen haben. So lange wurde sie von ihnen erschüttert, biß sie um, und mit ihr Pentheus, in Gestalt eines Löwen herabfiel. Nun zerreißen sie das vermeynte wilde Thier. Dieß ist seine Mutter, jenes ihre Schwester, diese reißen ihm die Hände aus, jene schleppt ihren Sohn an den Haaren fort. Man siehts, was sie für ein Geschrey erheben, so schwer athmend und vor bacchischer Wuth keuchend hat sie der Maler vorgestellt. Von einem Hügel herab sieht Bacchus alles dieses an, Zorn glüht auf seiner Wange, und mit immer stärkerer Raserey erfüllt er die Weiber. Sie sehen nicht mehr, was sie thun, und das Flehen und Winseln des Pentheus halten sie für Brüllen des Löwen. Dieß ist die Geschichte auf dem Berg! — Nahe dabey sieht man Theben und das Hauß des Kadmus, und die Klage über das Unglück des Pentheus, dessen Verwandte Anstalten zu seinem Leichenbegängniß machen, damit es ihm wenigstens nach seinem Tode glücklich geht. Hier liegt das Haupt des Pentheus, das nun Agave nicht mehr für einen Löwenkopf hält. Sein Anblick muß selbst den Bacchus zum Mitleiden bewegen. Denn es ist das Haupt eines Jünglings mit noch glatten Wangen und lockigten Goldhaaren. Kein Epheu, kein Traubenlaub hat es bekränzt, durch keine Flöte, durch keine Bacchanalien ist es in Begeisterung gerathen, durch keine bacchische Wuth wurde Pentheus aufgebracht, aber die Weiber desto mehr wider

---

*) Im Text des Olearius steht:
και θυρσοι, δενδρα, οιμαι, μελι σταζοντα.
Pierson (Verisimil. S. 232.) ändert nach einer Parallelstelle (im 14ten Gemälde) θυρσου δενδρα.

der ihn. Sie wurden gegen ihn in Raserey gesetzt, weil sie ihn nicht rasen machen konnten. — Auch das Schicksal der Weiber verdient Mitleiden. Wie blind waren sie auf dem Cythäron, und in welchem Lichte sehen sie nun ihr Verbrechen! Nicht ihre Raserey allein, sondern auch ihre Stärke, die durch bacchische Wuth erhöht wurde, stürzte sie in dieses Unglück. Dort auf dem Cythäron sahst du sie voll Beschäftigung, das Opfer in die Wette zu zerreißen, und dort erfüllten sie den ganzen Berg mit ihrem Geschrey. Hier aber sind sie ganz in Ruhe, und erkennen, was sie in der Raserey gethan haben. Sie sitzen da auf der Erde, die eine den Kopf auf die Knie, die andere auf die Schulter gesenkt. Agave möchte gern ihren Sohn umarmen, aber sie fürchtet sich, ihn anzurühren. Noch klebt das Blut des Sohns an ihr, an den Händen, an der Wange, an der offenen Brust. — An diesen Figuren sieht man zwar noch, daß es Harmonia und Kadmus sind, aber schon fangen sie an, sich theilweise in Schlangen zu verwandeln. Schon bedecken sie Schuppen, Füße und Lenden verdünnen sich, und die Verwandlung ergreift nach und nach die obern Theile des Körpers. Sie erschrecken und umarmen sich, wie wenn sie dadurch den Oberleib vor der Verwandlung retten wollten.

Das achtzehnte Gemälde. (19)

Die Tyrrhenier.

Hier erblickst du zwey Schiffe, ein heiliges und ein Räuberschif. Jenes führt den Bacchus, auf diesem sind Tyrrhenier, die auf ihrem Meere Räuberey treiben. In dem heiligen Schif erscheint Bacchus in Begeisterung, und um ihn herum schwärmen die Bacchantinnen. Ueber das ganze Meer hin ertönt die Musik der Orgien. Das Meer trägt den Bacchus auf seinem Rücken so sicher, wie das feste Land der Lydier. Auch auf dem andern

dern Schif ist alles in Bewegung, und an das Rudern denkt man nicht mehr. Viele der Tyrrhenier haben schon ihre Hände verloren. Was stellt denn nun dieses Gemälde vor? — Die Tyrrhenier lauren auf den Bacchus. Denn sie hatten gehört, er sey nicht tapfer, und sein Schif ganz golden — so ein großer Reichthum sey in demselben — und viele Weiber aus Lydien und Satyren und Flötenspieler und Maron mit seinem Weine *), und die Pane in Bocksgestalt seyn bey ihm auf dem Schif. Daher wollten sie die Bacchantinnen gefangen nehmen, die Ziegen aber mit den tyrrhenischen Heerden vereinigen. Daher schift das Raubschif zum Streit gerüstet einher. Denn auf beyden Seiten des Vordertheils ist es mit hervorragenden Hölzern und mit einem scharfen Schifsschnabel versehen. Auch eiserne Haken sieht man darauf, und Spieße und Sicheln an länglichte Hölzer befestigt. Und damit es gleich beym ersten Anblick erschrecke, wie ein großes Seeungeheuer diejenigen, die auf dem Meere fahren, erschreckt, ist das Schif Meerblau gemalt, und hat am Vordertheil fürchterliche Augen, das Hintertheil aber spitzt sich zu, gleich einem Fischschwanz, wie die Hörner des Mondes. Das Schif des Bacchus aber gleicht einem Felsen, gegen das Vordertheil hin aber ist es wie mit Schuppen besetzt, indem Cymbeln kreuzweise gegen einander aufgestellt sind, damit auch alsdenn, wenn die Satyren schlafen, die Cymbeln gegen einander schlagen, und Bacchus nicht so still daher fährt. Das Vordertheil selbst hat die Figur eines Panterthiers von Gold, weil Bacchus dieses Thier, das unter allen am meisten Wärme hat, und gleich einer Bacchantin leicht einher hüpft, vorzüglich liebt. Du siehst auch, wie es selbst den Bacchus begleitet, und auf die Tyrrhenier einspringt, ohne daß man

es

*) Von dem Maron siehe oben im zweyten Kap. der Gespräche über die Helden.

es ihm geheißen hat. Mitten auf dem Schif steigt ein Tyrsusbaum hervor, der die Stelle eines Mastbaums vertritt. Purpurne Seegel sind an ihm aufgehängt, deren Glanz weit umher schimmert, denn in dieselbe ist der Aufzug der Bacchantinnen auf dem Berge Tmolus und die Thaten des Bacchus in Lydien mit Gold eingewürkt. Daß das Schif mit Reben und Epheu bedeckt ist, und Trauben auf demselben in die Höhe gezogen sind, ist zwar sehr wunderbar, aber ein viel größeres Wunder ist die Weinquelle, die aus dem untersten des Schifs entspringt, und sich selbst gleichsam herauf pumpt. — Doch wir kehren zu den Tyrrheniern zurück, so lange sie noch da sind, denn Bacchus fängt schon an, sie in Wuth zu setzen. Schon zeigt sich an ihnen die Gestalt solcher Delphinen, dergleichen man in diesem Meer noch keine gesehen hat. Des einen Lenden sind blau, des andern Brust ganz glatt. Der eine bekommt Floßfedern auf dem Rücken, der andere einen Fischschwanz. An jenem sieht man keinen Kopf mehr, dieser hat ihn noch. Jenem fällt die Hand ab, dieser verliert seine Füße. Bacchus sieht dieß alles von dem Vordertheil des Schifs lächelnd an, und verwandelt durch einen Wink ihre menschliche Gestalt, aber giebt ihnen zugleich, statt einer schlimmen Gemüthsart, die gute Gemüthsart der Delphinen. Bald wird der Meeresgott Palämon auf ihnen reiten, und zwar nicht wachend, sondern ausgestreckt im Schlaf. Auch Arion am Vorgebirge Tänarus zeigt, daß die Delphine Freunde der Menschen und des Gesangs sind, und daß sie so gar für beyde sich in Schlachtordnung gegen die Räuber stellen.

Das neunzehnte Gemälde. (20)

Die Satyren.

Aus der Höhle und aus den Quellen zu schließen, ist dieser Ort hier Celäne, aber Marsyas ist nicht da, er ist ent-

entweder bey seiner Heerde, oder bey einem Wettstreit. Das Wasser bedarf keines besondern Lobes. Denn wenn es dir auch deßwegen gefällt, weil es so ruhig und so angenehm zu trinken scheint, so wird dir doch der Flötenspieler Olympus besser gefallen. Eben jetzt hat er die Flöte weggelegt, und singt. So weich sein Fleisch ist, so weich sind auch die Blumen, auf denen er liegt. Sein Schweiß fließt herab, sich mit dem Thau des Grases zu vermischen. Zephyre, die mit seinen Haaren spielen, fordern ihn auf zur Flöte, er aber athmet sie mit voller Brust in sich. Um ihn herum liegen Rohre, auf denen man schon flöten kann, auch noch die Werkzeuge von Eisen, mit denen er sie glatt gearbeitet hat. Ein Haufe von Satyren, in ihn verliebt, rennen um den Jüngling herum mit rothen Gesichtern und lächelnden Mienen. Der eine will ihn umarmen, der andere flehet um einen Kuß. Sie streuen Blumen vor ihm hin, und verehren ihn, wie das Bild einer Gottheit. Der gescheuteste unter ihnen nimmt das Mundstück der noch warmen Flöte in den Mund, kauet daran, und glaubt, den Olympus selbst zu küssen, und seinen Athem einzuhauchen.

Das zwanzigste Gemälde. (21)

Olympus.

Was flötest du? Olympus! Wozu Musik in der öden Gegend? Weder Hirten noch Nymphen, die nach deiner Flöte tanzten, spielst du vor. Hat dich das Wasser, das hier vom Felsen herabrieselt, so sehr bezaubert, daß du beständig darauf hinblickst? Was nützt es dir? Klatscht es dir doch weder Beyfall, noch bewegt es sich nach dem Ton deiner Flöte. Auch ist es dir nicht zugemessen, wie lange du flöten sollst. Gerne hörten wir dir biß in die späte Nacht hinein zu. — Oder blickst du in das Wasser, um deine Gestalt zu betrachten? Wir können es dir weit besser

sagen,

sagen, was du für Schönheiten hast. Dein Auge ist lieblich, und giebt der Flöte selbst einen neuen Reiz. Die Augenbraunen, die um dasselbe sich wölben, verrathen den Ton deines muntern Gesangs. Die Muskeln der Wangen sind in Bewegung, und hüpfen gleichsam mit dem Lied. Dein ganzer Hauch ist in der Flöte, und bläßt die übrigen Theile des Gesichts nicht auf. Die Haare sind nicht unordentlich, und doch auch nicht so zierlich gelegt noch gesalbt, wie eines Jünglings aus der Stadt. Zwar hat es sich ein wenig aufgerichtet, doch starrt es nicht empor, weil es durch den frischen Fichtenkranz gedämpft wird. Denn schön ist dein Kranz, und ziert dich, schöner Jüngling! noch mehr. Blumen überlässest du den Mädchen, und Frauen mögen durch dieselbe ihre rothe Farbe noch mehr erhöhen. Deine Brust ist nicht nur voll Hauchs, sondern auch voll Gedanken auf dein Lied und auf den Ton der Flöte. So weit erblickst du dein Gemälde im Wasser, wenn du dich darinnen beschauest. Hätte aber der Maler dich stehend gemalt, so würdest du den untern Theil deines Körpers nicht erblicken, weil die Bilder im Wasser nur flüchtig erscheinen, und das, was lang ist, nur verkürzt sich zeigt. Daß aber dein Schatten in dem Wasser sich bewegt, kömmt theils von der Flöte her, deren Hauch das Wasser in Bewegung setzt, theils ist es ein Gedanke des Malers, der dich auf der Flöte spielend, die Flöte von deinem Hauch beseelt, und das Wasser von dem Hauch in Bewegung gesetzt vorstellt.

Das ein und zwanzigste Gemälde.

Midas.

Hier schläft ein Satyr, daher wollen wir nur ganz leise von ihm reden, damit er nicht aufwacht, und uns in dem Anschauen von ihm stört. Midas hat ihn in Phrygien um diese Berge herum, die du siehst, mit Hülfe des Weins,

Weins, den er in die Quelle goß, in seine Gewalt bekommen. An derselben liegt er nun auch im Schlaf, und der Wein strömt noch von ihm. Angenehm ist zu sehen, wie die Satyren tanzen; angenehm, wie sie lächeln, und, in die Lydierinnen verliebt, ihnen nicht auf die feinste Art schmeicheln. Auch ihre Gestalt hat der Maler ihren Neigungen gemäß ausgedrückt. Sie haben dichtes hartes Fleisch, viel Blut, große Ohren, hohle Lenden, eine trotzige Stellung und von hinten Pferdeschwänze. Der Gefangene des Midas ist eben so gemalt wie die andern. Er ist über dem Wein eingeschlafen, und athmet wie ein Trunkener. Ihm ists viel leichter, die ganze Quelle auszuleeren, als einem andern einen Becher. — Um ihn herum tanzen die Nymphen, und spotten des Satyr, daß er schläft. — Midas aber — wie weich ist sein Fleisch! wie zierlich seine Hauptbinde umwunden! wie sorgfältig seine Haare gelegt! Er hat einen Tyrsusstab, und ein goldenes Gewand. Doch sieht man auch seine große Ohren, von denen die Augen, die man sonst nicht ohne Vergnügen betrachtet, einen Schein der Trägheit bekommen. Hiedurch hat der Maler andeuten wollen, daß das Geheimniß von seinen langen Ohren nicht in der Erde geblieben, sondern durch das Schilfrohr ausgebreitet worden ist *).

Das zwey und zwanzigste Gemälde. (23)

Narciß.

Das Bild des Narciß erscheint in der Quelle, durch die Kunst des Malers aber die Quelle selbst und der ganze Nar-

*) Der Balbier des Midas hatte sein Geheimniß in ein Loch der Erde gesagt, und diese verrieth es durch das nahe stehende Schilf. Wieland hat die Geschichte in einem Gesang des Amadis sehr schön geschildert.

Narciß. Der Jüngling kömmt eben von der Jagd zurück, bleibt an der Quelle stehen, sieht sich, und verliebt sich in seine eigene Schönheit. Er schimmert, wie du siehst, aus der Quelle heraus, gleich einem Sonnenstrahl. Die Höhle hier ist die Höhle des Achelous und der Nymphen. Um die Höhle her stehen Statüen aus dem Stein dieses Orts gehauen, und, wie sichs vermuthen läßt, mit schlechter Kunst gearbeitet. Noch dazu sind sie von der Zeit sehr verdorben, oder von jungen Hirtenknaben, die vor dem Bild einer Gottheit Ehrfurcht zu haben noch nicht gelernt hatten, hier und da zerstümmelt. Die Quelle ist auch nicht ganz leer von der Gottheit des Bacchus, da er sie den Bacchantinnen zu Gefallen entstehen ließ. Daher ist sie auch mit Weinreben und Epheu umgeben, daher hängen Trauben hier herab, und daher sind diese Tyrsusstäbe um sie her in die Erde gesteckt. Sangvögel schwärmen um sie herum, und jeder singt in Tönen, die ihm eigen sind. Auch weiße Blümchen sind an der Quelle, aber noch sind sie nicht ganz aufgeschossen, sondern sprossen erst dem schönen Jüngling zu Ehren hervor. So getreu ist dieses Gemälde der Natur, daß es auf einer der Blumen auch einen Tropfen Thau zeigt. Eine Biene sitzt auf dem Blümchen, und ich weis nicht, ist die Biene von der gemalten Blume getäuscht worden, oder täuscht uns die gemalte Biene. Doch das mag seyn, wie es will! Wenigstens dich, Jüngling, täuschte kein Gemälde, weder von Farben noch von Wachs, sondern wahres wirkliches Wasser zeigte dir das täuschende Bild. Aber du entdeckst nicht, daß das Wasser dich täuscht, weil das Bild aus demselben dir zuwinkt, und seine Stellung ändert, und die Hand bewegt, und niemals ruhig bleibt. Du redest mit dem Bild, wie mit einem gefundenen Freund, und erwartest Antwort. Ja ja, bald wird die Quelle dich anreden. — Doch was rede ich mit ihm, er hört mich ja nicht, mit Ohren und Augen ist er ganz in das Wasser vertieft. Nun

so

so wollen wir einander sagen, wie er selbst gemalt ist. Da steht er mit aus einander gespreißten Füßen, die linke Hand ruht auf dem Spieß, der in der Erde steckt, die rechte liegt auf den Lenden, und erhebt die Hüften, und zwar desto mehr, je mehr die linke Seite eingezogen scheint. Wo der Ellenbogen sich krümmt, kann man durchblicken, am Gelenke der Hand ist die Haut zusammen gerunzelt, und in die flache Hand fällt Schatten, aber schief wegen der einwärtsgekehrten Finger. Daß seine Brust so voll ist, weis ich nicht, ob es von dem starken Lauf auf der Jagd herkömmt, oder ob die Liebe schon sie erfüllt hat. Wenigstens sein Auge verräth viel Liebe, denn es ist grau und hat sonst etwas wildes, aber dieses wilde Feuer scheint schon durch die Liebe gedämpft. Er glaubt wol, schon geliebt zu werden, weil das Schattenbild so zärtliche Blicke zurückwirft, als er ihm zugeworfen hat. Auch von seinen Haaren würden wir sehr viel zu reden haben, wenn Narciß auf der Jagd uns begegnete, denn der schnelle Lauf, besonders wenn ein kleiner Wind dabey weht, setzt sie in tausendfache Bewegung. Doch können wir auch jetzt etwas davon sagen. Es ist dicht und hat die Farbe des Goldes. Theils liegt es auf dem Halse, theils wird es durch die Ohren geschieden, theils flattert es um die Stirne herum, theils gegen das Kinn hin. Beyde Narcisse zeigen einerley Gestalt, nur hebt sich der eine heraus auf dem Gemälde, der andere hat sich in die Quelle zurückgezogen. Der Jüngling steht vor dem Wasser, und das Wasser vor ihm, wie wenn es ihn nicht genug anstarren könnte, und nach seiner Schönheit dürstete.

Das drey und zwanzigste Gemälde. (24)

Die Hyacinthe.

Siehst du die Hyacinthe, die hier gemalt ist? Sie ist schön genug, daß man es glauben kann, daß sie

aus einem schönen Jüngling entsprossen ist. Mit jedem wiederkehrenden Frühling beklagt sie den, dessen Tod ihr das Leben gegeben hat. Du zeigst mir zwar die Wiese, auf der sie gewachsen ist, und ein Theil von ihr kömmt auch wirklich aus der Erde, aber das Gemälde sagt ihr doch, daß die Haare des Jünglings schwarz waren, und das Blut, das die Erde tränkte, gab der Blume diese Mischung von Farbe. Denn von dem Haupte herab floß das Blut, als der Diskus ihn traf. Dieß war nun freylich ein großer Fehlwurf, den man vom Apoll nicht erwarten sollte. Weil wir aber jetzt nicht über die Geschichte selbst philosophiren, noch in ihre Wahrheit einen Zweifel setzen wollen, so untersuchen wir bloß das Gemälde, und zwar zuerst die Erhöhung, von welcher der Diskus abgeworfen wird. Sie ist nicht groß, aber doch groß genug, daß ein Mann darauf stehen kann. Das eine Bein ruht darauf, und der Vorderleib liegt vorwärts, das andere Bein schwebt in der Luft, giebt der rechten Hand desto mehr Kraft, und bewegt sich gleichsam mit ihr fort. Die Stellung desjenigen, der den Diskus abwirft, ist diese. Das Haupt ist zurückgesenkt, und ganz auf die rechte Seite gebogen, gegen welche alle Kraft des ganzen Körpers sich hinzuziehen scheint, damit der Wurf desto mehr verstärkt wird. So hatte Apoll den Diskus abgeworfen, und anders wars nicht möglich. Der Diskus ist auf den Jüngling gefallen, und hat ihn auf den Sand dahin gestreckt. Hyacinth selbst hat die Gestalt eines spartanischen Jünglings, gerade Knöchel, und ist im Wettlauf wohl geübt. Er reckt den Arm in die Höhe, und zeigt die Schönheit der Beine. Apoll wendet das Gesicht ab, und heftet den Blick auf die Erde. Er scheint ganz erstarrt zu seyn, so sehr ist er betroffen. Zephyr, der auf den Apoll zürnte, und den Diskus auf den Jüngling richtete, steht ungerührt da, er glaubt nicht, daß der Wurf so gefährlich ist, und sieht ganz sorgloß sich um. Du erkennst ihn hier an seinen Flügeln

geln, und an der zarten Gestalt, und an dem Kranz von tausend Blumen, in den nun auch bald die Hyacinthe wird eingeflochten werden.

Das vier und zwanzigste Gemälde.

Die Einwohner von Andros.

Die Weinquelle auf der Insel Andros, und die Einwohner der Insel Andros, die davon berauscht sind, sind der Innhalt dieses Gemäldes. Denn Bacchus ließ den Andriern zu Gefallen Wein aus der Erde entspringen, der zwar klein ist, wenn er Wasser wäre, aber nun ein großes göttliches Geschenke ist, weil er Wein ist. Denn wer aus diesem Fluß schöpft, kann den Ister und den Nil verachten, und sagen, daß zwar diese Flüsse an sich selbst ansehnlich sind, aber wenn sie in Wein sich ergößen, viel kleiner seyn dürften, um noch ansehnlicher zu seyn. Dieß ist, glaube ich, auch der Innhalt des Gesangs dieser Jünglinge und Mädchen, die, mit Epheu bekränzt, theils an beyden Seiten des Ufers tanzen, theils in das Graß sich gelagert haben. Auch das werden sie in ihren Gesängen nicht vergessen, daß zwar der Achelous Schilf hervorbringt, der Peneus ein Tempe durchwässert, und das Ufer des Paktolus mit Blumen geziert ist, dieser Fluß aber gewaltige Staatsmänner, reiche und schöne Leute, dienstfertige Freunde, und aus Zwergen Riesen macht. Denn wer aus diesem Fluß sich satt getrunken hat, der bildet leicht sich ein, alles das zu seyn. Vielleicht singen sie auch davon, daß dieser einzige Fluß von keinen Heerden trübe gemacht wird, sondern Bacchus läßt es ihm an Wein nicht fehlen, und man trinkt ihn ganz rein und nur Menschen trinken ihn. — Alles das mußt du glauben zu hören, und glauben, daß einige, deren Zungen der Wein stammeln macht, es wirklich singen. Was man aber auf dem Gemälde selbst erblickt, ist

folgendes. Das Bild des Flusses, der die Weinquelle ausgießt, liegt auf einem Lager von Traubenblättern, und hat eine reine volle Gestalt. Wie sonst Schilfrohr, so wachsen um ihn herum Tyrsusstäbe empor. Wenn er das Land durchströmt, und die Gesellschaften der Schmausenden durchlaufen hat, kommen ihm am Ausfluß Tritonen entgegen, die in ihren Muscheln den Wein auffassen, und theils trinken, theils wieder herabblasen. Schon sind einige trunken und fangen an zu tanzen. Auch Bacchus kömmt zu einem Schmauß auf die Insel, und ist schon in den Fluß eingefahren. Mit ihm kommen Satyren und Bacchantinnen und Silene, begleitet von den Göttern des Scherzes und des Lachens, und der Gott scheint selbst seines Flusses genießen zu wollen.

Das fünf und zwanzigste Gemälde.

Die Geburt des Merkur.

Dieses Kind hier, das noch in Windeln eingehüllt ist, und schon eine Heerde abwärts an einen verborgenen Ort treibt, und dem Apoll seine Pfeile entwendet hat, ist Merkur *). Diese Diebstähle des kleinen Gottes erzählt man einander mit Lachen. Denn kaum hatte ihn Maia geboren, so war schon Stehlen seine Freude, und er stahl mit vieler Geschicklichkeit, und zwar, wie sichs leicht denken läßt, nicht, weil ers nöthig hatte, sondern aus Lust und zum Scherz. Betrachte nur das Gemälde, so wirst du die Spuren seiner Diebstähle hier angezeigt finden. Auf dem Hügel des Olymp, in dem Sitz der Götter, wird er geboren, auf dem Olymp **), sagt Homer, fällt kein Regen, dort hört man keinen Wind

*) Im Lucian ist unter den Göttergesprächen eines von gleichem Innhalt mit diesem Gemälde.

**) Im sechsten Buch der Odyssee, v. 43.

Wind brausen, und er ist zu hoch, als daß Schnee darauf fallen könnte. Er ist nur ein Berg der Götter, und über das Schicksal menschlicher Berge erhaben. — Den kaum geborenen Merkur nehmen die Horen zu sich, der Maler hat jeder derselben eine ihr eigene Gestalt gegeben. Sie wickeln ihn in Windeln, und schmücken sie mit Blumen aus, damit seine Windeln von den gemeinen sich unterscheiden. Aber indessen sie zu dem Bette seiner Mutter sich hinwenden, ist er schon aus den Windeln herausgekrochen, wandelt umher, und steigt so gar vom Olymp herab. Der Berg freuet sich seiner — denn er lächelt ihn an, gleich einem Menschen — und zwar freuet er sich seiner, weil Merkur auf ihm geboren wurde. Worinnen aber bestehet denn nun der Diebstahl? Die Heerde, die an dem Fuß des Olymp weidet, und, weil sie dem Apoll gehört, so schöne goldene Hörner hat, und weißer ist als der Schnee, treibt er hinweg in eine Oefnung der Erde, nicht um sie zu behalten, sondern um sie einen Tag dem Apoll zum Possen verborgen zu halten. Und hierauf, wie wenn nichts geschehen wäre, kriecht er wieder in seine Windeln. Apoll kömmt zur Maia, um seine Heerde wieder zu fordern, sie aber glaubt ihm nicht, und hält es nur für seinen Scherz. Willst du hören, was sie sagt? Denn auf ihrem Gesicht scheinen nicht nur ihre Reden, sondern auch ihre Gedanken abgemalt zu seyn. Er scheint also zur Maia zu sagen: „Der Sohn, den du gestern geboren hast, hat eine Boßheit gegen mich begangen, denn meine Heerde, die ich so sehr liebte, hat er in die Erde versteckt, und ich weis nicht wo? Aber es soll ihm schlimm ergehen. Noch tiefer als meine Heerde soll er in die Erde versenkt werden.“ Maia wundert sich, und glaubt seinen Reden nicht, indem sie aber mit einander wortwechseln, schleicht sich Merkur hinter den Apoll, springt biß zu seinen Schultern auf, und macht ihm unvermerkt seinen Bogen loß. Apoll merkt den

Diebstahl nicht, biß er vorbey ist. Hier erkennst du auch die Kunst des Malers, denn er hat den Apoll mit einer freudigen und lächelnden Miene geschildert, aber nicht zu sehr, sondern nur so, wie ein Gesicht anfängt sich aufzuheitern, wenn der Zorn sich legt.

Das sechs und zwanzigste Gemälde. (27)
Amphiaraus.

Dieser Wagen mit zwey Pferden — denn mit vieren fuhr zu jener Heldenzeit niemand, als der kühne Hektor — führt den Amphiaraus, der von Theben zurückkehrt, zur Zeit, als die Erde in Attika sich ihm geöfnet haben soll, damit er unter einem so weisen Volke, als die Athenienser sind, noch weisere und wahre Orakelsprüche ertheile *). Von den sieben Helden, die dem Polynices Thebe erobern wollten, kam niemand zurück, als Adrast und Amphiaraus, die übrigen kamen um theils durch Spieße, theils durch Steinwürfe, theils durch Aexte, den Kapaneus aber traf der Blitz des Jupiter, den er vorher durch seine Lästerworte getroffen hatte. Doch von diesen Helden gehört weiter nichts hieher. Dieses Gemälde heißt uns auf den Amphiaraus ganz allein sehen, der mit der Hauptbinde und dem Lorbeerkranz über die Erde dahin fährt. Die Pferde sind weiß, und die Räder drehen sich mit der größten Geschwindigkeit um, und die Pferde dampfen aus der Nase. Hier und da haben sie auf die Erde herabgeschäumt, und mit ihren Mähnen spielt der Wind. Sie sind von Schweiß ganz naß, und ein dünner Staub ist gleichsam auf sie herumgesäet, der ihnen zwar etwas von ihrem Glanze benimmt, aber sie desto getreuer vorstellt. Amphiaraus ist ganz bewafnet biß auf das Haupt, das er dem Apoll zu Ehren geschmückt hat, und dadurch das Ansehen eines hei-

*) S. Im Leben des Apollon. v. Tyana B. 2. Kap. 37.

heiligen Mannes erhält, der ein Orakel zu werden verdient. Auch den Oropus hat der Maler hier vorgestellt in einem Kreise meergrüner Mädchen, die das Meer vorstellen. Auch die Orakelhöhle des Amphiaraus erblickst du — sie ist göttlich und schauerlich — und die Wahrheit in einem weißen Gewande, und die Pforte der Träume — denn im Traum giebt er seine Orakel — und den Traumgott selbst in einer luftigen Gestalt und einem schwarzweißen Gewand, und zwar dieses, wie ich vermuthe, deßwegen, weil er bey Nacht und bey Tage herrscht. Er hält ein Horn in der Hand, um anzudeuten, daß er seine Träume durch die Pforte der wahren Träume *) zu schicken pflege.

Das sieben und zwanzigste Gemälde (28)

Eine wilde Schweinsjagd.

Rennt nicht so sehr an uns vorbey, ihr Jäger! und treibt eure Pferde nicht so sehr an, biß wir vorher von euch erfahren haben, worauf ihr so loßrennt. Ihr sagt, ihr verfolget ein wildes Schwein, und ich sehe selbst, was es für Verwüstungen angerichtet hat. Die Oelbäume hat es ausgegraben, die Weinstöcke ausgerissen, und keinen Feigenbaum, keinen Apfelbaum, keinen andern fruchtbaren Baum übrig gelassen. Alles hat das Thier zerstört, und theils umgegraben, theils umgeworfen, theils umgerieben. Doch ich sehe es ja selbst, wie ihm die Borsten in die Höhe starren, und wie Feuer aus seinen Augen blitzt, und wie es die Zähne gegen euch wetzt, ihr tapferen Männer! Es ist fürchterlich, dieses Thier, denn es hört euer Getöse schon von weitem. Doch glaube ich, ihr seyd auch

*) Die Quelle von den Pforten der Träume ist Homer, Odyss. 20, 562. Ihm ist die Schaar der andern Dichter — und, wie man hier sieht, auch der Maler — gefolgt.

zu gleicher Zeit auf die Jagd dieses schönen Jünglings ausgegangen, und von ihm gefangen worden, und daß nun jeder von euch für ihn in Gefahr sich stürzt. Denn warum seyd ihr immer so nahe an ihm, daß ihr ihn anrührt? Warum blickt ihr immer nach ihm hin? Warum dringet ihr ihn so sehr mit euren Pferden? — — Wo bin ich hingerissen worden? Ganz hat das Gemälde mich begeistert, und ich vergaß, daß alles dieses nur gemalt ist, und dachte, diese Leute vor meinen Augen reiten und lieben zu sehen. Bald hätte ich so gar mit ihnen gezankt, daß sie mir auf meine Fragen nicht antworteten, und du, mein lieber Kleiner! hast mich durch kein Wörtchen aus meinem Irrthum gerissen, und bist wol selbst in die Täuschung und in diesen Traum dahin gerissen worden. Nun wollen wir das Gemälde, vor dem wir stehen, etwas ruhiger untersuchen. — Um den schönen Knaben stehen Jünglinge herum, denen man es ansieht, daß sie in freyen Künsten sich geübt haben, und von edler Geburt sind. Der eine hat die Miene eines Athleten, der andere ist reizend, der da voll Sittsamkeit, und jener scheint eben jetzt sein Buch bey Seite gelegt zu haben. Sie reiten auf Pferden, deren jedes von dem andern verschieden ist, denn ihre Farbe ist weiß, gelb, schwarz und roth, ihre Zäume sind mit Silber eingelegt und gestickt, und die Halfter sind mit Gold geziert. Diese Farben, sagt man, schmelzen die Völker, die am Ocean wohnen, in glühend gemachtes Erz, und die Farben bleiben alsdenn dauerhaft, werden gleichsam zu Stein, und erhalten das Gemälde in dem Erz. Auch der Anzug der Jünglinge weicht von einander ab, der eine reitet leicht, und ist geübt, den Wurfspieß mit Geschicklichkeit abzuwerfen, der andere hat seine Brust bepanzert, und seine Füße aufs beste verwahrt, weil er wol mit dem wilden Thier in einen Kampf sich einlassen will. Auf einem weißen Pferde reitet der Knabe, der Kopf des Pferdes ist schwarz, und auf der Stirne hat es einen weißen Fleck,

gleich dem Vollmond. Sein Halfter ist auch mit Gold geschmückt, und der Zügel in medischen Purpur getaucht. Neben dem Golde glänzt die Purpurfarbe, wie Edelsteine, die Feuerstrahlen von sich zu werfen scheinen. Statt des Oberrocks hat der Knabe einen Reitrock, der von dem Wind gewölbt wird, und dessen Farbe das dunkelrothe hat, das die Phönicier am Purpur so sehr lieben. Sie ist unter den übrigen Purpurfarben vorzüglich, und hat zwar ein trauriges Ansehen, aber von den Sonnenstrahlen erhält sie einen hohen Glanz und das frische der Waldblumen. Aus Schamhaftigkeit hat sich der Knabe biß an die Fingerspitzen eingehüllt. Das Unterkleid geht biß an die Mitte der Hüfte, und reicht biß an den Ellenbogen. Er lächelt, und blickt freundlich umher, und seine Haare sind nur so lang, daß sie, wenn der Wind mit ihnen spielt, die Augen nicht bedecken. Vielleicht lobt ein anderer auch seine Wangen und Nase und andere Theile des Gesichts, ich aber untersuche seine Mienen. Er verräth den Muth eines Jägers, und ist stolz auf sein Pferd, und merkt, daß er geliebt wird. — Maulesel und ihre Treiber bringen das nöthige Jagdzeug herbey, Schlingen und Netze und Jagdspieße und Lanzen mit scharfen Spitzen. Ihnen folgen die Führer der Hunde, und diejenigen, die den Aufenthalt der wilden Thiere ausspähen, und allerhand Gattungen von Spürhunden, Windhunden, und denn wieder solche, die eine große Stärke haben, dergleichen gegen ein solches Thier nöthig sind. Daher hat der Maler allerhand Hunde, lokrische, spartanische, indische und kretische gemalt. Einige rennen nur herum und bellen, andere sind aufmerksam auf die Jagd, und folgen der Spur des Wildes. — Bald, wenn die Jäger weiter kommen, werden sie der Diana eine Hymne singen. Denn dort in der Ferne ist ein Tempel der Göttin, und ihr Bild, von dem Alter ganz abgeschabt. Bären- und Schweinsköpfe sind darinnen aufgehängt. Um den Tempel her weiden die ihr geweiheten Thiere,

Thiere, Hirsche und Wölfe und Hasen. Alle sind zahm, und scheuen sich nicht vor den Menschen. — Nach dem Gebet an die Göttin fahen sie die Jagd an. Das wilde Thier verbirgt sich nicht vor ihnen, sondern geht heraus, und fällt die Reuter an, und schreckt sie durch seine plötzliche Erscheinung, endlich erliegt es unter der Menge der Wurfspieße. Zwar thaten sie ihm lange keinen Schaden, theils weil es ziemlich dagegen verwahrt ist, theils weil die Wurfspieße mit zitternder Hand abgeworfen wurden. Endlich aber wird es von der Seite durch einen Wurfspieß in die Hüfte verwundet, und flieht durch den Wald dahin, und verbirgt sich in einem tiefen Sumpf, und in dem See an dem Sumpf. Die Jäger verfolgen es mit großem Geschrey, einige biß zum Sumpf, der Jüngling aber und diese vier Hunde setzen ihm nach biß in den See. Das wilde Thier haut nach dem Pferd, der Jüngling aber beugt sich auf die rechte Seite, weicht dem Hieb aus, und wirft seinen Spieß mit aller Macht auf das Schwein, und verwundet es an dem Hals. Daher schleppen es die Hunde ans Land, und die Liebhaber des Jünglings schreyen mit einander wie in die Wette, wer den andern überschreyen könne. Einer ist vom Pferde herabgefallen, weil es sich nicht mehr zurückhalten ließ, und mit dem Reuter davon rannte. Jener dort flicht einen Kranz auf der Wiese, die in dem Sumpf liegt, der Jüngling aber ist noch in dem See, noch in eben der Stellung, wie er den Wurfspieß abgeworfen hat, die Liebhaber aber staunen und starren ihn an, wie ein gemaltes Bild.

Das acht und zwanzigste Gemälde. (29)

Perseus.

Dieses Meer hier, ists nicht roth? und das Land am Meere hin ists Indien oder Aethiopien? Und was macht dieser griechische Jüngling in Aethiopien? und was

war

war das für ein Kampf, den er, von der Liebe angefeuert, hier unternahm? — Du, mein Sohn! wirst vom Perseus gehört haben, daß er in Aethiopien das Seeungeheuer tödtete, das ans Land heraus öfters stieg, um Heerden und Menschen anzufallen. Dem Helden zu Ehren und um Mitleiden gegen die Andromeda, die von dem Ungeheuer aufgefressen werden sollte, zu erwecken, hat der Maler diese Geschichte bearbeitet. Der Kampf ist schon vorbey, da liegt das Thier am Ufer ausgestreckt, und Ströme von Blut fließen von ihm, die das Meer röthen. Amor befreyet die Andromeda von ihren Fesseln. Er ist zwar mit Flügeln, aber wider die Gewohnheit in Jünglingsgröße gemalt. An seinem Keichen sieht man, wie viel er zu thun hat. Denn Perseus hatte ihn gebeten, er möchte ihm beystehen, und mit ihm über dem Ungeheuer herumfliegen, und er kam auch, und half ihm. — Das Mädchen ist schön, nicht sowol um ihrer weißen Farbe willen, da sie aus Aethiopien ist, sondern auch wegen ihrer ganzen Bildung. Sie übertrift das Frauenzimmer aus Lydien an Zärte, die von Athen an stolzem Ansehen, und die von Sparta an Stärke. Noch wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher sie ist. Denn noch kann sie es nicht glauben, daß sie so glücklich befreyet ist, und zeigt eine mit Staunen vermischte Freude. Doch fängt sie schon an lächelnd den Perseus anzublicken. Der Held liegt nicht weit von ihr in dem schönen wohlriechenden Grase, und der Schweiß trieft von ihm auf die Erde. Den Medusenkopf hat er versteckt, damit ihn niemand erblicke, und zum Stein werde. Viele Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es ist ein heiterer Anblick, diese Aethiopier in ihrer uns fremden schwarzen Farbe zu sehen, wie sie mit geblöckten Zähnen lachen, und von Herzen sich freuen, und die meisten so viel Aehnlichkeit mit einander haben. Perseus nimmt an, was man ihm anbietet, stützt sich auf den linken Arm, hält sich keichend in der Höhe

und betrachtet nur die Andromeda. Seine Chlamys läßt er in den Wind fliegen. Sie ist von Purpurfarbe und mit Blutstropfen besprengt, die der Drache unter dem Kampf an ihn hinspritzte. Dieser Schulter des Perseus muß die elfenbeinerne Schulter des Pelops weichen. Denn da er vorher schön und röthlich war, so wurde seine Farbe durch den Kampf nur noch lebhafter. Alle seine Adern sind aufgelaufen durch die Erhitzung in dem Kampf und durch den keichenden Athem. Doch scheint er auch von der Liebe gegen die Andromeda erhitzt.

Das neun und zwanzigste Gemälde. (30)

Pelops.

Das weiche Kleid, das ganze Ansehen von einem Lydier, und der Jüngling in der ersten Blüte, gegen den Neptun lächelt, und den er mit Pferden erfreut — alle diese Züge verrathen uns den Pelops aus Lydien. Er geht ans Meer, um den Neptun um Hülfe gegen den Oenomaus zu bitten, der keinen Freyer für seine Tochter haben wollte, sondern alle ihre Liebhaber tödtete, und sich durch die abgenommene Beute bereicherte. Indem Pelops also flehet, steiget ein goldener Wagen aus dem Meere heraus, doch sind die Pferde daran Landpferde, die aber mit trockenen Rädern und leichtem Huf über das ägäische Meer rennen. Pelops wird glücklich seyn in seinem Wettrennen. Nun wollen wir sehen, ob auch der Maler in der Vorstellung desselben glücklich gewesen ist. Denn es gehört keine kleine Kunst dazu, vier Rennpferde an einem Wagen zu spannen, und die Füße von jedem derselben zu unterscheiden, und neben der Lenksamkeit ihnen feurigen Muth einzuhauchen, und den einen zu malen, wie er nicht stehen will, und doch stehen muß, den andern, wie er die Erde stampft, den dritten, wie er so gehorsam ist. Neptun hat einen Wohlgefallen an der Schönheit des Jünglings. Dieß sieht man an den offenen Nüsten

der

der Nase. Auch dieses zeugt von der Einsicht des Künstlers, denn Neptun liebte den Jüngling noch von jenen Zeiten her, da sein Vater Tantalus ihn schlachtete und Jupiter wieder zusammensetzte. Daher glänzts auch auf seiner Schulter. Neptun wehrt ihm das Heirathen nicht, weil der Jüngling Lust dazu hat. Der Gott will ihn an der Hand fassen, daher steht er ganz nahe zu ihm hin, und giebt ihm Lehren wegen des Wettrennens. Pelops kann die Zeit fast nicht erwarten, sehnt sich nur nach dem Alpheus, und blickt immer nach den Pferden hin, aber sein Blick ist eben so sanft, als stolz. Unter seiner Tiare hängen die Haarlocken wie goldene Tropfen herab, und legen sich sanft um die Stirne her. Ein Theil derselben glänzt an dem aufkeimenden Bart hin, und auf beyden Seiten fallen sie in gleicher Ordnung herab. Den Rücken und die Brust und andere Theile des Pelops bedeckt das Gemälde. Denn die Lydier und andere Ausländer weiter hinauf in Asien hüllen die Schönheit ein, und werfen ein kostbares Gewand darüber, da sie doch auf die schöne Natur stolzer seyn sollten, als auf das schöne Kleid. Alles ist an ihm bedeckt, biß auf die linke Schulter, die der Maler mit Fleiß entblößt hat, damit ihr Glanz nicht verborgen bliebe. Denn da der Jüngling sonst, wie in Nacht, eingehüllt ist, so glänzts doch auf seiner Schulter, wie der Abendstern bey Nacht.

Das dreyßigste Gemälde. (31)

Ein Mahl der Gastfreundschaft.

Es ist ein auch Vergnügen, Feigen zu sammeln, und an diesen nicht vorbeyzugehen, ohne davon zu reden. Schwarze Feigen voll Saft liegen hier auf Rebenblättern. Sie sind gemalt mit den Ritzen der äußern Rinde. Einige sind ein wenig gespalten, und Honig trieft aus der Wunde, andere hat die Jahreszeit fast ganz gespalten. Neben ihnen

hin ist ein Zweig gleichsam von ungefähr hingeworfen, aber er ist mit Absicht da, und thut gute Wirkung. Er beschattet die Feigen, die theils roh und unreif, theils alt und runzlicht, theils vor Reife aufgesprungen sind, und den herrlichen Saft zeigen. Oben auf dem Zweig ist eine Feige, die ein Sperling angefressen hat, und diese hält man für die beste. Der ganze Fußboden ist mit Nüssen bedeckt. Einige sind aus der Schaale gemacht, andere sind aufgesprungen, noch andere sieht man, wo die Schaale zusammengewachsen ist. Betrachte auch, mein Sohn! die vielen Birnen und Aepfel, die in Haufen herumliegen. Alle geben einen herrlichen Geruch von sich, und haben die schönste Goldfarbe. Die Röthe an denselben scheint nicht aufgetragen, sondern von innen heraus gekommen zu seyn. — Hier sind Geschenke des Kirschenbaums in Traubenformen aufgestellt. Die Körbe, in welchen sie liegen, sind nicht von fremdem Holz geflochten, sondern von der Rinde des Kirschenbaums selbst. Betrachtest du ferner diese Traubenblätter und die daran hängende Trauben, in denen man die Kerne zählen kann, so wirst du eine Hymne auf den Bacchus anstimmen und ausrufen: Bacchus, du bester Traubengeber! Findest du nicht diese Trauben so künstlich gemalt, daß sie Lust zum essen erwecken? und siehst du nicht, wie die Beeren fast aufspringen? so voll sind sie! — Auch dieser Honig auf dem Feigenblatt giebt einen lieblichen Anblick. Er bekömmt schon eine Hülle von Wachs und wird herabtriefen, wenn ihn jemand auspreßt. Dort auf dem andern Blatt ist ein frischer Käse, der sich noch nicht ganz gesetzt zu haben scheint. Hier sind Becher mit Milch gefüllt, die nicht nur blendend weiß ist, sondern so gar glänzt. Denn die Fettigkeit, die oben herumschwimmt, scheint einen Glanz von sich zu werfen.

Ende des ersten Buchs.

II.

Des

Flavius Philostratus

Beschreibung

einer

Gemälde-Gallerie

zu

Neapel.

Zweytes Buch.

Gemälde des zweyten Buchs.

1. Venus oder, der Chor der Jungfrauen, die einen Hymnus singen.
2. Die Nahrung des Achill.
3. Die weiblichen Centauren.
4. Hippolyt.
5. Rhodogune.
6. Arrhichion, der Athlete.
7. Antilochus.
8. Meles.
9. Panthia.
10. Kasandra.
11. Pan.
12. Pindar.
13. Aiax der Lokrier, oder Gyrä.
14. Thessalien.
15. Der Meergott Glaukus.
16. Palämon.
17. Die Inseln.
18. Die Cyklopen.
19. Phorbas oder Phlegyä.
20. Der Atlas.
21. Antäus.
22. Herkules unter den Pygmäen.
23. Der rasende Herkules.
24. Thiodamas.
25. Die Bestattung des Abderus.
26. Ein Mahl der Gastfreundschaft.
27. Die Geburt der Minerva.
28. Das Gewebe.
29. Antigone.
30. Evadne.
31. Themistokles.
32. Die Palästra.
33. Dodona.
34. Die Horen.

Beschreibung
einer
Gemälde-Gallerie
zu Neapel.

Zweytes Buch.

Das erste Gemälde.

Venus oder der Chor der Jungfrauen, die einen Hymnus singen *).

In einem reizenden Myrthenwäldchen singen reizende Mädchen Hymnen der Venus, deren Bild von Elfenbein hier gemalt ist. Die Anführerin des jungfräulichen Chors hat ein weises Ansehen, und ist noch nicht zu alt. Zwar hat sie hier und da kleine Furchen, und gebietet uns Ehrfurcht, aber doch entdeckt man auch noch Reste der jugendlichen Schönheit. Was das Bild der Venus betrift, so ist es aus Stückchen von geschnittenem Elfenbein zusammengesetzt, ganz nackt, und doch nicht

*) In den ältern Ausgaben steht nur die Ueberschrift: Venus Olearius setzt aus einem Kodex die: Υμνητριαι. Ich habe beyde gesetzt, weil jene noch öfters angeführet wird damit man dieses Gemälde nach der alten Ueberschrift nicht vergeblich sucht.

nicht entblößt von aller Schamhaftigkeit. Aber nicht gemalt scheint das Bild, sondern es hebt sich aus dem Gemälde heraus, daß man glaubt, es anfassen zu können *). Wollen auch wir dieser Venus huldigen, dadurch, daß wir uns länger von ihr unterreden? Denn Weihrauch und Kasia und Myrrhen hat sie genug. Sie athmet hier, wie in den Liedern der Sappho. — Auch die Gedanken des Malers verdienen Lob, indem er theils an den kostbaren Steinen, mit denen er sie schmückt, nicht die Verschiedenheit der Farben, sondern, um das Auge desto mehr zu reizen, das aus ihnen spielende Feuer ausgedrückt hat, theils indem er die Göttin auf den Gesang horchend darstellt. Denn sie singen, die Jungfrauen, sie singen mit inniger Herzensandacht, und ihre Führerin blickt diejenigen, die einen Mißton hören lassen, scheel an, schlägt, um den Takt anzugeben, die Hände zusammen, und zeigt alle Geschäftigkeit, um sie darinnen zu erhalten. Mit Kleidern hat sie der Maler nicht beladen, damit sie leicht spielen können, wenn sie Lust haben. Der Gürtel liegt fest an dem Leib, das Unterkleid reicht biß an die Hände, und die Füße sind nackt — denn auf dem weichen Gras zu stehen und die Füße durch den Thau abzukühlen, ist ihnen Wollust. — Ihre Kleider sind so bunt, als die Blumen der Wiese, und jede wirft einen neuen Reiz auf die andere, und alles dieses hat der Maler vortreflich ausgeführt, und die Natur selbst ausgedrückt. Denn wer diese nicht nachahmt, dessen Gemälde enthalten keine Wahrheit der Gedanken. Würdest du aber einen Paris oder andere aufrufen, über die Schönheit der Mädchen zu richten, so würde jede der andern den Sieg schwer machen. Denn Rosenarme, schwarze Augen,

*) Webb führt die Stelle an S. 100, aber in der T. Uebersezung wenigstens ist sie nicht recht übersetzt: „die Göttin scheint nicht gemalt zu seyn. Sie springt aus dem Tuche heraus, als würde sie verfolgt." — Uebrigens verdient die Stelle nachgelesen zu werden.

gen, schöne Wangen und eine süße Stimme läßt jede den Preiß der Schönheit hoffen. — Sie singen das süße Lied der Sappho. Amor hat seinen Bogen weggelegt, und begleitet ihren Gesang auf der Lyra, und die Saiten stimmen mit dem Gesang ein, und Amor weis alle Zauberkraft der Musik aus seinem Instrument heraus zu locken. Er läßt seine Augen schnell umher laufen, weil er, wie es scheint, der Melodie des Liedes folgt. Was ist denn nun sein Innhalt? denn ein Theil davon ist auf dem Gemälde geschrieben. Durch den Einfluß des Himmels, singen sie, sey Venus aus dem Meere geboren. Noch singen sie nicht, auf welcher Insel, aber bald werden sie Paphos nennen. Die Umstände ihrer Geburt deuten sie unter dem Gesang durch Mienen an. Denn weil sie vom Himmel abstammt, blicken sie aufwärts, und bewegen Wellenförmig die erhobenen Hände hin und her, um das Meer vorzustellen, ihr Lächeln drückt die ruhige Stille des Meeres aus.

Das zweyte Gemälde.

Die Nahrung des Achill.

Siehst du hier die Rehe und Hasen, denn jetzt jagt Achill noch solche Beute, aber bald, wenn er vor Troja kömmt, wird er Städte erobern, und Kriegeswagen erbeuten, und ganze Schaaren von Krieger erlegen, und Flüsse, wenn er sie in ihrem Laufe stört, werden sich gegen ihn aufthürmen. Zur Belohnung seiner Thaten wird er alsdenn die Briseis und sieben Sklavinnen aus Lesbos, und Gold und Dreyfüße und Ansehen unter seinem Volk erhalten. Hier bey dem Chiron bekömmt er Früchte und Honigwapen zur Belohnung, und mit diesen kleinen Geschenken bist du zufrieden, Achill! und verschmähst es, wenn man dir Städte und Verwandschaft

mit dem Agamemnon anbietet *). Ihn nun schildert Homer, wie er auf dem Lagerwall stehet, und durch bloßes Kriegesgeschrey die Trojaner zurückschreckt, und sie Reihenweise tödtet, und mit ihrem Blute den Skamander färbt, dessen Pferde unsterblich sind, der den Hektor um die Stadt herum schleppt, und an der Brust des Patroklus weheklagt. Eben der Dichter besingt ihn auch, wie er auf der Lyra singt, und Gelübde thut, und mit dem Achill unter einem Zelte übernachtet. Chiron aber, der mit Milch, Mark und Honig ihn erzog, giebt Stof zu einem Gemälde, wo er noch nicht jene männliche Tapferkeit zeigt, sondern noch zart, jugendlich, wild, aber doch im Laufen schon schnell ist. Dieß beweisen seine geraden Beine und die Hände, die biß ans Knie hinabreichen. Denn diese beflügeln den Lauf gar sehr. Sein Haar ist schön und nicht starr, denn Zephyr, der mit ihm spielt, theilt es und wirft es hie hin und da hin, daß es oft nicht mehr des Achills zu seyn scheint. Zwar erblickt man an dem Knaben schon den künftigen Zorn, und sein Blick ist schon etwas trotzig, hier aber ist er noch gemildert durch eine Mischung von Sanftmuth und durch die lächelnde Wange. Seine Chlamys ist vermuthlich ein Geschenk der Mutter Thetis, denn sie ist schön, meergrün **) und feuerfarbig, und spielt in das schwarze. Chiron schmeichelt ihm, wie einem muthigen Löwen, und ermuntert ihn, noch weiter Hasen zu verfolgen, und mit den Rehen in die Wette zu fliegen. Denn eben jetzt kömmt Achill von der Jagd zurück, bringt dem Chiron ein junges Reh, und bittet sich die Belohnung aus. Chiron freuet sich dieser Bitte, richtet sich in die Höhe, und

*) Eine Anspielung auf die angebotenen Versöhnungsgeschenke, im 9ten B. der Ilias.

**) So erklärt Winkelmann das Wort αλιπορφυρος in den Anmerk. z. Gesch. d. Kunst, S. 76.

und reicht dem Jüngling Aepfel hin, die sehr schön und wohlriechend sind. — Denn auch diese Eigenschaft hat der Maler auszudrücken gewußt. — Auch Honig reicht er ihm, denn seine Gegend ist den Bienen sehr günstig. Denn wenn sie mit guten saftigen Kräutern genährt werden, werden ihre Wapen voll, und Honig trieft aus ihren Zellen. — Chiron ist als Centaur gemalt. Zwar einen mit einem Pferde zusammen gewachsenen Menschen zu malen, ist keine besondere Kunst, aber sie so zu vereinigen, daß man nicht weis, wo der eine aufhört und der andere anfängt, und daß beyde Gestalten so unvermerkt und den Augen unsichtbar in einander fließen — dieß konnte nur ein großer Maler. In den Zügen des Achill erkennt man den gerechten und klugen Mann, und daß er die Musik liebt, verräth seine Lyra. Hier hat er auch etwas schmeichelndes in seiner Miene, weil Chiron wohl weis, daß Freundlichkeit den Jüngling gewinnt, und mehr nährt, als Speise. Dieß alles ereignet sich vor dem Eingang der Höhle. Der Jüngling aber, der dort im Feld auf dem Rücken des Centauren wie ein Reuter sitzt, ist wieder Achill mit dem Chiron. Denn dieser lehrt ihn reiten, und erlaubt ihm, sich seiner, als seines Pferdes zu bedienen. Er rennt nicht stärker, als Achill es aushalten kann, und Achill lacht vor Freude, und Chiron dreht sich zurück, und lacht mit ihm, und scheint zu sagen: „Siehe, ohne Streiche renn ich davon! Siehe! von dir laß ich mich regieren! Mein Pferd ist muthig, und ein anderer würde auf demselben nicht lachen, aber dich habe ich gelehrt, mit Pferden umzugehen, und da du auf diesem Pferd sitzen kannst, so wirst du auch einmal den Xanthus und Balius bändigen können, doch wirst du viele Städte einnehmen, und viele Feinde tödten, wenn du sie auf der schnellen Flucht einholst.“ — Diese glückliche Begebenheiten verkündigt Chiron dem Jüngling, und nicht wie Xanthus, nur Unglück.

Das dritte Gemälde.

Weibliche Centauren.

Du hast wol geglaubt, daß das Geschlecht der Centauren von Eichen oder Felsen herstamme, oder daß sie von dem Sohn des Ixion aus Pferden gezeugt, und auf diese Art beyde Gestalten vermischt worden sind. Allein sie hatten auch Mütter von gleicher Gattung, und sie haben Weiber und Jungen in Kindergestalt, und du wirst den Berg Pelius nicht verachten, der ihr Sitz ist, und ihnen gute Kost reicht, und Eschen hervorbringt, die durch den Wind groß gezogen werden, und ihr Holz gerade in die Höhe richten, und weil sie nicht zerbrechen, zu Lanzen sehr gut sind. Ihre Höhlen und ihre Quellen sind schön, und selbst die weiblichen Centauren, die, wenn man das Pferd vergißt, den Naiaden gleichen, den Amazonen aber, wenn wir das Pferd dazu nehmen. Denn wenn man sie so, wie auf Pferden sitzend, betrachtet, so erhält ihre sanftere weibliche Gestalt durch den Anblick der männlichen Uebung einige Stärke. Die jungen Centauren hier liegen theils in Windeln, theils kriechen sie heraus. Jene weinen, diese befinden sich wohl, und lächeln an der ergiebigen Brust. Einige spielen mit ihren Müttern, andere umfassen ihre Mütter, die sich auf die Knie niedergelassen haben. Jener muthwillige Knabe wirft einen Stein nach seiner Mutter. Ihre Gestalt ist noch nicht völlig, weil sie noch Muttermilch trinken. Doch hüpfen schon einige herum, und verrathen etwas wildes. Die Haare fangen an zu wachsen, und die Hufe sind noch weich. — Wie schön ist auch das Pferd an den weiblichen Centauren! Einige sind mit weißen, andere mit gelben Pferden zusammengewachsen. Ihre Haut glänzt wie an Pferden, die gut im Futter stehen. Hier ist gar die weißeste weibliche Gestalt mit dem schwärzesten Pferde zusammengewachsen, und das abstechende der Farben erhebt ihre Schönheit nicht wenig.

Das vierte Gemälde.

Hippolyt.

Das Ungeheuer, das hier die Pferde des Hippolyt anfällt, ist dasjenige, das Theseus gegen seinen Sohn aus dem Meere steigen ließ. Es hat die Gestalt eines Stiers, der aber die Farbe der Delphine hat. Hippolyt wird von ihm ganz unschuldig angefallen, denn seine Stiefmutter Phädra, die vor Liebe gegen ihn brannte, hatte die falsche Anklage gegen ihn erdacht, er habe sie zu verführen gesucht. Theseus läßt sich betriegen, und verwünscht seinen Sohn. — Die Pferde, wie du siehst, suchen das Joch abzuwerfen, schütteln die fliegenden Mähnen, und stampfen wie edle und muthige Pferde. Doch sieht man ihnen auch an, daß sie ganz erschrocken sind. Sie bedecken das Feld mit Schaum, und der eine wendet sich um zur Flucht, der andere schlägt gegen das Thier aus, der dritte sieht es von der Seite an, der vierte rennt nach dem Meere, und vergißt, daß er ein Pferd, und das Meer nicht festes Land ist. Fühlst du die Schönheit des Gemäldes recht, so wirst du sie aus ihren weit geöfneten Nasenlöchern wiehern hören. An dem Wagen sind die Speichen des einen Rades zerbrochen, und er hängt ganz auf die eine Seite. Das andere Rad ist abgesprungen von der Axe, und rollt noch fort. Auch die Pferde der Gefährten des Hippolyt sind scheu, und einige Reuter sind abgeworfen, und andere schweben noch voll Todesangst darauf. Deine Mutter, Hippolyt! war sehr ungerecht gegen dich, aber noch ungerechter dein Vater. Daher beklagt dich selbst das Gemälde, und stimmt gleichsam ein Klagelied über dich an. Denn diese Höhen, auf welchen du ehemals mit der Diana jagtest, beweinen nun in weiblicher Gestalt dein Schicksal, und jene Wiesen, in Gestalt keuscher Jünglinge, lassen ihre Blumen verwelken. Die Nymphen, die dich erzogen haben, steigen aus den

Quellen heraus, raufen sich die Haare aus, und Wasser fließt von ihrer Brust. Dein Muth und dein tapferer Arm halfen dir nichts, deine Glieder sind theils hin und her zerstreut, theils zerquetscht. Dein Haar ist voll Unrath, deine Brust holt noch Athem, gleich als ob sie die Seele nicht entschlüpfen lassen wollte, und dein Auge sieht sich nach den verwundeten Gliedern um. Wie sehr beklage ich deine Schönheit! Wer dachte, daß sie so verwüstet werden könnte? Denn noch jetzt hat sie den Jüngling nicht ganz verlassen, und schimmert auch noch aus den zerstückten Gliedern hervor.

Das fünfte Gemälde.

Rhodogune.

Außer den ehernen Waffen und den Kleidern von Purpur giebt auch das Blut dem Heer einen gewissen Glanz, und daß jeder auf eine verschiedene Art getödtet worden ist, giebt dem Gemälde einen reizenden Anblick. Die Pferde sind bestürzt vor Furcht, und auch dadurch, daß das Wasser des Flusses, an welchem das Treffen vorfiel, so sehr mit Blut gefärbt ist *). Was nun die Gefangenen und die hier und da errichtete Siegeszeichen betrift, so hat Rhodogune mit ihren Persern die bundbrüchige Armenier überwunden. Durch ihre unermüdete Bemühungen, wo sie sich nicht einmal die herabgefallenen Haarlocken aufzuheften erlaubte, erhielt die Princessin den Sieg. Ist sie nicht darauf stolz? Sieht man es ihr nicht an, daß sie weis, wem man den Sieg zu danken hat? und daß sie hoffen darf, diese That werde sie durch Lieder an jedem Ort, wo Griechen sind, unsterblich machen? Auch ihr Pferd Nisäa ist neben ihr gemalt. Es ist schwarz, und steht auf weißen Beinen, auch

*) Dieser Geschichte gedenkt kein Schriftsteller.

auch seine Stirne ist weiß, und es schnaubt aus seinen weißen Nasenlöchern, und hat eine völlig geründete Stirne. Edelsteine und kostbares Geschmeide und jeden andern Putz hat sie ihrem Pferde überlassen, damit es darauf stolz und mit Lust den Zaum beißen möge. Alles bekömmt durch den Purpur ein glänzenders Ansehen, nur nicht die Schönheit der Rhodogune. Ihr Gürtel, der das Kleid biß auf die Knie herabfallen läßt, ist schön. Schön ist auch ihr Unterkleid, in welches Figuren gestickt sind. Das Kleid, das von der Schulter auf den Ellenbogen herabhängt, ist oben unter dem Hals zusammengeheftet, daher ist der Arm hier und da entblößt, die Schulter aber ist eingehüllt, und deßwegen ist ihr Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Schild, dessen Umfang richtig abgemessen ist, bedeckt gerade die Brust, und auch hieraus kann man die Geschicklichkeit des Malers erkennen. Denn die linke Hand ist durch den Schildriemen gesteckt, und hält eine Lanze, und den Schild von der Brust ab. Da er uns gerade entgegen steht, so sieht man das äußere desselben. Scheint nicht alles von Gold zu seyn, und sind nicht Thiere darein eingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, ist von Purpur, und erhält durch den nahen Arm einen neuen Reiz. — Ihre Schönheit übrigens scheinst du mir zu fühlen, mein Sohn! und doch auch noch davon hören zu wollen. So höre denn! Sie bringt wegen des Sieges über die Armenier ein Opfer, und scheint die Götter zugleich etwas zu bitten, nemlich darum, die Männer allezeit so besiegen zu können, wie jetzt, denn sie scheint nicht lieben zu wollen, um wieder geliebt zu werden. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgesteckt ist, ist so zierlich gemacht, daß er ihr sprödes Ansehen ein wenig mildert, und der herabhängt, giebt ihr ein wildes männliches Ansehen. Der herabhängende Theil ist goldner, als Gold, der noch aufgesteckte hingegen hat, wie natürlich, eine etwas dunklere Farbe. Daß die Augenbraunen so reizend

sind, kömmt daher, daß sie gleich über der Nase anfangen, noch reizender aber werden sie dadurch, daß sie um den halben Cirkel der Augen sich gleichsam hergelagert haben. Die Wange erhält von den Augen einen neuen Reiz, und entzückt durch ihr heiteres Ansehen. Denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen fallen vom grauen ins schwarze, und erhalten ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, ihre Schönheit von ihrer natürlichen Beschaffenheit, und ihre Majestät von der Princessin. Ihr Mund ist weich, und reizt zum Genuß der Liebe. Ihn zu küssen, wäre süßer, als es leicht ist, ihn zu beschreiben. Was du sonst noch zu wissen nöthig hast, mein Sohn! ist das, daß ihre Lippen gleich der Rose blühen, und beyde einander gleich sind. Die Oefnung des Mundes ist nicht zu groß und nicht zu klein. Sie spricht das Gebet bey dem Opfer für den Sieg. Sind wir recht aufmerksam auf die Oefnung des Mundes, so spricht sie es vielleicht in der griechischen Sprache.

Das sechste Gemälde.

Arrhichio, der Athlete.

Ich führe dich nun zu den olympischen Spielen, mein Sohn! und zwar zum schönsten Kampf bey denselben. Denn hier ist ein Wettstreit in der Ringkunst, und Arrhichio, der über seinem Siege stirbt, wird wegen des Sieges bekränzt. Und zwar bekränzt ihn der Hellanodike, den man den wahren Hellanodiken nennen kann, theils weil er den Kranz nach der Wahrheit ertheilt, theils weil er die wahre Gestalt desselben von dem Maler erhalten hat. Die Rennbahn ist in einem Thal, das nicht breiter ist, als es nöthig ist. Der Alpheus schleicht sich ganz sachte ins Meer, und fließt daher über der Oberfläche hinweg. Wilde Oelbäume, in dunkelschöner Gestalt, so dicht wie Epheu, wachsen an dem Ufer desselben empor. Doch au-

ßer der Rennbahn sind noch andere Dinge zu betrachten. Wir wollen aber erst die That des Arrhichio untersuchen, ehe es zu spät wird. Denn er scheint nicht nur seinen Widersacher, sondern ganz Griechenland besiegt zu haben. Denn alle Zuschauer springen vor Freuden von ihren Sitzen auf, und schreyen. Einige schwingen die Hände, andere ihre Kleider, jene hüpfen von der Erde auf, und diese fangen vor Lust an mit einander zu ringen. Denn eine solche That läßt die Zuschauer nicht ruhig seyn, und wer ist so unempfindlich, daß er einem solchen Athleten nicht Beyfall zurufen sollte? Arrhichio war vorher schon groß, dadurch, daß er sich den Preiß schon zweymal errungen hatte. Nun aber erscheint er noch größer, weil er den dritten Preiß mit seinem Leben erkauft, und mit olympischem Staub bedeckt, in die Felder der Seeligen übergeht. Einem Zufall kann man dieß nicht zuschreiben. Denn der Athlete hatte die weisesten Anstalten gemacht. Ich will dich davon unterrichten. Diejenigen, mein Sohn! die mit andern zu ringen wagen, unternehmen einen gefährlichen Kampf. Denn sie müssen rücklings auf die Erde sich werfen, und das ist gefährlich, und müssen ihren Gegner so umfassen, daß sie bey dem Fall nicht unterliegen. Sie müssen ihrem Gegner auf allerhand Art zuzusetzen wissen, mit den Fersen ihn stoßen, und die Hände ihm umdrehen, denn dieß ist ihnen erlaubt, aber weder kratzen, noch beißen. Zwar gestatten dieß die Lacedämonier auch, vermuthlich, damit ihre Ringer dadurch zum Kriege sich üben. In Elis hingegen ists verboten, und nur erlaubt, den Gegner zu pressen. Daher umfaßt hier den Arrhichion sein Gegner, und will ihn tödten. Denn er setzt ihm den Ellenbogen an den Hals, um ihn zu ersticken. Mit den Knien stellt er sich wider seinen Unterleib, und schließt die Knie des Arrhichion zwischen seinen Füßen, und droht ihn wirklich zu ersticken, indem er die Zugänge der Sinnen verschlossen hat. Weil er aber Arrhichions Knie

nicht

nicht fest genug eingeschlossen hat, konnte er seine Absicht nicht erreichen. Daher wirft Arrhichion den Fuß des Gegners, der ihm auf der rechten Seite zusetzte, ab, und hält ihn mit dem Knie in der Höhe, und faßt ihn, daß er ihm keinen Schaden mehr thun kann. Hierauf fällt er von der linken Seite ihn an, schließt das äußerste des Fußes zwischen seine Knie, und zerbricht ihm den mit Gewalt auswärts gedrehten Knöchel. Zwar scheint er dieses, weil ihm seine Seele eben verlassen will, nur mit schwacher Kraft zu verrichten, hat aber doch noch Kraft genug dazu, weil die ganze Kraft sich gegen diesen Theil des Körpers hinzieht. Der Gegner des Arrhichion, der ihn erstickt, ist selbst einem Todten ähnlich gemalt. Dieß deutet der Maler durch die Haltung der Hand an. Arrhichion hingegen ist als Sieger gemalt. Denn sein Blut ist frisch, und der Schweiß rein, und er lächelt gleich den Lebenden, die sich ihres Sieges bewußt sind.

Das siebente Gemälde.

Antilochus.

Daß Achill den Antilochus liebte, wirst du aus dem Homer geschlossen haben, wenn du dich erinnerst, daß Antilochus der jüngste unter dem griechischen Heer war, und daß ihm Achill noch ein halbes Goldtalent außer dem ausgesetzten Preiß gab. Er war es auch, der dem Achill die Botschaft von dem Tod des Patroklus brachte. Denn weißlich schickte Menelaus ihn ab, weil er dachte, Antilochus würde durch seine Gegenwart, als Achills Liebling, ihn trösten. Antilochus klagt auch mit dem Achill, und hält ihn ab, daß er sich nicht tödtet, und dem Achill muß beydes angenehm gewesen seyn, theils daß sein Liebling mit ihm weinte, theils daß er mit seinen Händen ihn berührte, um ihn vom Selbstmord abzuhalten. Dieß erzählt Homer von dem Anti-

lochus

lochus. — Der Maler aber hat zu seinem Gemälde einen andern Stof gewählt, nemlich, wie Memnon aus Aethiopien den Antilochus, der seinen Vater vertheidigt, tödtet. Memnon erschreckt die Griechen, gleich der Erscheinung eines Gespenstes. Denn vor der Erscheinung des Memnon hielt man die Erzählung von schwarzen Menschen nur für ein Mährchen. Doch erobern die Griechen den Leichnam des Antilochus, und hier beklagen ihn die Atriden, und der Held aus Ithaka, und der Sohn des Tydeus und die beyden Aiace. Den Ulyß unterscheidet man augenblicklich an seinem ernsten und wachsamen Aussehen. Menelaus hat die Miene eines sanften Mannes, Agamemnon etwas göttliches und majestätisches, Tydeus Sohn ist mit einer freyen und offenen Miene gemalt. Der Blick des Aiax ist finster und trotzig, und der andere Aiax, der Lokrier, verräth einen rüstigen Mann. Auch das Heer bedauret den Antilochus, sie stehen um seinen Leichnam herum, und singen ein Klagelied. Sie haben die Spieße in die Erde gesteckt, die Füße über einander geschlagen, und lehnen sich auf die Spieße. Die mehrsten haben den Blick auf die Erde geheftet, weil der Kummer ihre Häupter niederdrückt. Den Achill kannst du nicht mehr an seinen schönen langen Haaren erkennen, weil er sie dem Patroklus zu Ehren abgeschnitten hat. Aber seine Größe und sein Heldenansehen und eben seine abgeschnittenen Haare müssen ihn unterscheiden. Er hat sich über den Antilochus hergeworfen, und klagt über ihn, und verspricht ihm, wie ich glaube, ein feyerliches Leichenbegängniß, und er wolle ihm geschlachtete Thiere und etwan auch seine Waffen und das Haupt des Memnon auf seinen Scheiterhaufen legen. Denn Memnon hatte das Schicksal des Hektor, und Achill rächte den Antilochus so gut, als den Patroklus. Memnon steht unter dem Heere der Aethiopier fürchterlich da, mit dem Spieß in der Hand, und mit einer Löwenhaut angethan,

und höhnet den Achill. Nun wollen wir auch den Antilochus betrachten. Sein Bart ist nicht mehr ganz der keimende Bart eines Jünglings, sein Haar ist so gelb, wie die Sonne, seine Füße sind leicht, und der Körper zur Geschwindigkeit im Laufen gemacht, sein Körper mit Blut gefärbt wie Elfenbein, denn der Spieß traf ihn in die Brust. Der Jüngling liegt nicht da mit einer verstellten Miene, oder wie ein Todter, sondern heiter und lächelnd. Denn Antilochus starb mit dem frölichen Gedanken auf seinem Gesicht, daß er doch seinen Vater gerettet habe, und die Seele verließ seinen Körper nicht trauernd, sondern voll Freude.

Das achte Gemälde.

Der Fluß Meles.

Die Geschichte von dem Enipeus, und von der Liebe der Tyro erzählt Homer. Er erzählt auch den Betrug des Neptun, und von dem schönen glänzenden Fluß, an welchem er mit der Nymphe zusammen kam. Hier aber auf dem Gemälde ist kein thessalischer, sondern ein Fluß aus Jonien anzunehmen. Denn die Nymphe Kritheis liebt den Fluß Meles in Jonien. Du siehst ihn hier in der Gestalt eines Jünglings, und zwar siehst du ihn ganz, nemlich seine Quelle und seinen Ausfluß. Die Nymphe trinkt aus demselben ohne zu dürsten, und redt immer mit dem Wasser, wie wenn es ihr antwortete. Ja sie läßt so gar Thränen der Liebe fallen. Der Fluß — denn er liebt sie wieder — freuet sich dieser Thränen. Eine große Schönheit des Gemäldes liegt in dem Bilde des Meles. Sein Lager ist ihm aus Lotus, Krokus und Hyacinth gemacht — denn die Jugend liebt Blumen — und seine Gestalt ist zwar noch jugendlich und zart, aber nicht ohne alle Mischung von Weisheit. Seinem Blick nach zu schließen, sollte man fast denken, er sinne auf ein Gedicht. Auch

das ist schön, daß seine Quelle nicht zu stark sich ergießt, wie es ungeschickte Maler vorstellen, sondern nur mit den Fingerspitzen scharrt er die Erde auf, und empfängt mit der andern hohlen Hand das heraufspringende Wasser, das alsdenn ohne Geräusch weiter fließt. Kritheis sieht ihn, gleich uns, für einen Fluß an, und überläßt sich ihren süßen Träumen. Allein es ist kein Traum, Kritheis! und deine Liebe wird nicht zu Wasser werden, denn der Fluß liebt dich, wie ich wohl weis, und macht schon Anstalten zum Hochzeitbette, und erhebt die Wellen, hinter denen es seyn soll. Glaubst du es nicht, so will ich dirs beschreiben. Eine gelinde Luft, die über das Wasser hinsäuselt, hölt sie ein wenig aus, und bereitet sie zu einem Lager, das mit Blumen bestreuet zu seyn scheinet, weil die darein scheinende Sonne das in die Höhe gerichtete Wasser mit tausend Farben bemalt. — — Was ziehst du mich am Kleide? Willst du nicht, daß ich auch den übrigen Theil des Gemäldes untersuchen soll? oder wird dichs freuen, wenn ich die Gestalt der Kritheis beschreibe? — So will ich denn fortfahren! Ihre Gestalt ist zart und ganz jonisch. Sie wird durch Schamhaftigkeit erhöht, und die Wangen haben Röthe genug. Die Haare sind hinter das Ohr zurückgeschlagen, und mit einer purpurnen Binde gebunden, die vermuthlich ein Geschenk der Nereiden oder Naiaden ist. Denn weil seine Quelle nicht weit entfernt ist vom Ausfluß, ists billig, daß sie an dem Feste des Meles Antheil nehmen. Ihre Miene ist so angenehm und unschuldig, daß sie von ihrem sanften Ansehen auch durch die Thränen nichts verliert. Ihr Hals ist desto schöner, weil er ohne Schmuck ist. Denn Geschmeide und glänzende Steine und Kostbarkeiten geben einer mittelmäßigen Gestalt ein gutes Ansehen, und eine neue Schönheit, aber den schönen stehen sie eben so wenig, als den häßlichen. Denn diese findet man alsdenn nur desto häßlicher, bey jenen hingegen ziehen sie

die Blicke nur auf sich. Was die Hände betrift, so sind sie weich und lang und weiß, wie der Arm, der hier durch das weiße Kleid nur desto weißer hervorglänzt. — Was machen aber die Musen hier! hier an den Ufern des Meles! Als die Athenienser eine Kolonie nach Jonien abführten, waren die Musen in Gestalt der Bienen ihre Führerinnen, denn Jonien war ihnen werth wegen des Meles, den sie dem Cephis und Olmeus vorzogen. Daher begegnest du hier ihrem Chor. Nach dem Schluß der Parcen spinnen sie die Geburt des Homer, und dem Sohn des Meles wird Peneus seine Silberwellen, Titaresus seinen leichten geschwinden Lauf, Enipeus seine Gottheit, und Axius seine Schönheit zu danken haben. Den Xanthus wird er durch den Jupiter entspringen lassen, und den Ocean zum Vater aller Flüsse machen.

Das neunte Gemälde.

Panthia.

Xenophon schildert den vortreflichen Charakter der Panthia *). Sie verwarf die Liebe des Araspes, und fühlte selbst gegen den Cyrus keine Liebe, und wünschte nichts weiter, als daß nur ein Grab sie und ihren Abradates decken möge. Wie schön ihre Haare, ihre Augenbraunen, ihr Blick, ihr Mund war, hat Xenophon nicht erzählt, so schön ers auch hätte erzählen können. Daher malt sie ein Mann, der sie zwar nicht so schön beschreiben, aber desto schöner malen konnte, der sie zwar nicht sah, aber mit dem Xenophon vertraut war. Und zwar malt er sie nach dem Ideal, das in seinem Herzen von ihr aufgestellt war. Diese Mauern, mein Sohn! und die angezündeten Häuser und diese schöne Lydierinnen wol-

*) Im fünften und siebenten Buch der Cyropädie.

wollen wir den Persern zur Beute, und sie davon nehmen lassen, was sie können. Xenophon erzählt auch nichts von dem Scheiterhaufen des Krösus, daher weis auch der Maler nichts von ihm, und stellt ihn nicht dar, dem Charakter des Cyrus zu Ehren. Hingegen den Abradates und die Panthia, die mit ihm stirbt, wollen wir, als die auf dem Gemälde vorgestellte Geschichte, desto genauer untersuchen. Beyde lieben einander, und sie giebt ihren Putz her, seine Waffen damit auszuschmücken. Er, ein Jüngling in der ersten Blüte, in einem solchen Alter, wo die Dichter so gar einen jungen aus der Erde gerissenen Baum beklagen — er stritt für den Cyrus gegen den Krösus, und zwar gieng er ins Treffen auf einem Wagen mit vier Deichseln und mit acht Pferden bespannt. Seine Wunden sind so, wie sie von den Sichelwagen zu seyn pflegen, denn diese sind dazu gemacht, den Feinden im Treffen die Glieder abzuschneiden. Sein noch frisches Blut hat theils seine Waffen, theils ihn selbst, theils den Busch auf seinem Helm bespritzt; den Busch, der schwarz aus dem goldenen Helm empor steigt, und den Glanz des Goldes erhöht. Seine Waffen liegen hier zum Leichenschmuck bereitet, der demjenigen allezeit Ehre macht, der seine Waffen nicht zu seiner Schande trug, noch in dem Treffen sie wegwarf. Cyrus läßt auch zur Ehre des tapfern Mannes viele Kostbarkeiten aus Lydien und Assyrien herbey führen, unter andern einen Wagen von Goldsand, den er unter den ungemünzten Schätzen des Krösus gefunden hatte. Panthia aber glaubte, dieß alles wäre zur Ehre ihres Gemahls noch nicht genug, wenn sie nicht sich selbst zum Leichenopfer machte. Daher hat sie schon ihre Brust mit dem persischen Säbel durchstoßen, und zwar mit solchem Muth, daß ihr nicht einmal ein Seufzer entwischte. So, wie sie da liegt, hat ihr Mund noch seine ordentliche Form und seine Schönheit, die auf ihren Lippen so sehr blüht, daß sie davon abstralt,

auch wenn die Lippen geschlossen sind. Sie hat das Schwerd noch nicht wieder ausgezogen, sondern hält es noch an dem Heft, das einem knotichten Stück Gold gleicht, an welchem Zweige von Smaragd heraus gehen. Aber schöner, als dieses kostbare Heft, sind die Finger, die darum liegen. Uebrigens ist ihre Gestalt durch den Todesschmerz nicht verändert, denn ihr Tod schmerzt sie nicht, sondern weil er freywillig ist, folgt sie ihrem Gemahl mit Vergnügen nach, aber sie folgt ihm nicht, wie die Gemahlin des Protesilaus, mit feyerlichen Kränzen umwunden, auch nicht wie Evadne, die Gemahlin des Kapaneus, die sich ihm opferte, sondern sie folgt ihm ohne weitläuftige Anstalten in ihrer eigenen Schönheit so, wie sie mit dem Abradates zusammen lebte. Ihr schwarzes dickes Haar hängt um die Schultern und um den Nacken herum, und erhebt die Weiße des Halses, der zwar zerkratzt, aber nicht verunstaltet ist. Denn diese Spuren von Nägeln sind auf dem Gemälde nicht unangenehm. Die Röthe, die auf ihren Wangen Schönheit und Schamhaftigkeit hervorbrachte, hat sie auch im Tode nicht verlassen. Die Nasenlöcher sind ein wenig zusammen gezogen, und dienen zur Grundlage der Nase, um welche sich die Augenbraunen wie mondförmige Zweige herumziehen, und schwarz unter der weißen Stirne darstellen. Die Augen bewundern wir nicht sowol, weil sie so groß, oder weil sie so schwarz sind, sondern wegen des Geistes, der in ihnen liegt. Alle Güte des Herzens scheint sich in sie zusammen gezogen zu haben. Sie flehen uns zwar um Mitleiden an, aber doch sind sie nicht ganz ohne einen Strahl der Freude. Muth blickt aus ihnen hervor, aber solcher Muth, der nicht aus Verwegenheit, sondern aus Entschlossenheit entspringt. Tod ist zwar in denselben, doch hat sie das Leben noch nicht ganz verlassen. Aber Sehnsucht, die Gefärthin der Liebe, ist so deutlich in ihnen ausgedrückt, daß sie allen andern Empfindungen vor-

stralt.

stralt. — Auch Amor ist dieser Geschichte beygemalt, und eine Lydierin, die das ausströmende Blut in ihren goldenen Schooß auffaßt.

Das zehnte Gemälde.

Kasandra.

In diesem Speisesaal liegen die Gäste unter einander, und man erblickt Blut mit Wein vermischt. Ein Becher mit Wein wird von einem, der daneben in Todeszückungen liegt, mit dem Fuß umgestoßen. Das Mädchen hier, wie eine Priesterin gekleidet, blickt zu dem Beile, das ihr drohet, auf. Alle diese Umstände entdecken, daß dieses das Gastmahl ist, mit welchem Klytämnestra den Agamemnon bey seiner Zurückkunft von Troja empfängt. Agamemnon ist so sehr trunken, daß selbst Aegysthus es wagt, ihn anzugreifen. Klytämnestra brauchte gegen ihren Gemahl die List, ihn unvermerkt in ein langes Kleid einzuhüllen, daß er sich nicht mehr herauswickeln konnte, und verwundete ihn mit einem zweyschneidigen Beil, mit dem man auch die größten Bäume fällen könnte. Nun hebt sie das noch warme Beil gegen die Tochter des Priamus auf, die Agamemnon schön gefunden hatte, und die Göttersprüche gab, von niemand geglaubet. — Wenn wir diese Geschichte als ein Drama betrachten, so bemerken wir kurz diese große tragische Begebenheiten. Aber das Gemälde läßt uns noch mehrere Umstände sehen. Betrachte es nur näher, mein Sohn! Diese Fackeln erleuchten die Scene, denn die That geschieht bey Nacht. Aus jenen goldenen Bechern, die das Feuer überglänzen, tranken die Gäste. Die Tische stehen noch voll von Speisen, mit denen die Könige bewirthet wurden. Nichts steht mehr in der Ordnung — denn die Gäste liegen in Todeszückungen — Einiges ist umgeworfen, anderes zerbrochen, einiges steht noch an seinem Ort. Die Becher fallen den

Gästen aus den Händen, und sie sind halb mit Blut angefüllt. Bey den Gästen selbst erblickt man keine Kräfte mehr, denn sie sind alle trunken. Was ihre Stellungen betrift, so ist dem einen, der eben etwas Speise oder Trank zu sich nehmen wollte, der Hals durchgehauen, dem andern, der in den Becher sich vertieft hatte, ist der Kopf abgeschnitten. Jenem, der den Becher in der Hand hielt, ist die Hand abgehauen, dieser fällt von dem Sitz herab, und zieht den Tisch nach. Ein anderer stürzt vor sich auf den Kopf, der glaubt nicht, daß ihm der Tod so nahe ist, jener vermag nicht zu fliehen, weil ihm der Rausch die Füße gelähmt hat. Keiner sieht todtenbleich aus, weil diejenigen, die im Rausch sterben, die Farbe nicht so geschwind verläßt. Die Hauptrolle spielt hier Agamemnon, der nicht in den Feldern von Troja, nicht an dem Ufer des Skamander, sondern unter Jünglingen und Weibern liegt, wie der Stier an der Krippe, wie Homer sich ausdrückt *), weil er nicht in dem Krieg, sondern beym Schmauß fiel. — Sehr viel Mitleiden verdient auch Kasandra. Wie fürchterlich geht Klytämnestra mit dem Beil in der Hand auf sie los! wie wüthend ist der Mörderin Blick! wie wild ihre Haare! wie stark ihre Faust! wie zart hingegen ist Kasandra! wie sehr siehts man ihr an, daß sie einer Gottheit voll ist! Sie hat ihre Kränze weggeworfen, und will eben auf den Agamemnon hinstürzen, um ihn im Tode noch zu umarmen. Aber plötzlich trift sie der Streich, und nun wendet sie nur noch ihre sterbenden Augen nach ihm, und ruft ihm so kläglich zu, daß Agamemnon, ders hört, das Bischen Leben, das er noch hat, vor Jammer verlieren muß. Er wirds auch einst dem Ulyß in dem Orkus noch erzählen.

Das

*) Im eilften Buch der Odyssee, v. 410.

Das eilfte Gemälde.

Pan.

Die Nymphen tadeln den Pan, er tanze so schlecht, und komme immer aus dem Takt, und hüpfe immer nur in die Höhe, wie ein muthwilliger Bock. Daher wollen sie ihn besser tanzen lehren, allein er hört sie nicht an, und statt auf ihren Unterricht zu merken, will er mit ihnen scherzen. Daher überfallen sie ihn in seinem Mittagsschlaf, da er von der Jagd müde ist. Ganz ruhig, ohne Zorn in seiner Nase, schlief er ein, und der Schlaf besänftigte sein zorniges Gemüth noch mehr. Aber nun zürnt er wieder aufs heftigste, weil er sich von den Nymphen überrascht sieht. Sie haben ihm die Hände gebunden, und er muß sich sehr wehren, daß sie ihm nicht auch die Füße binden. Sie haben ihm (und das schmerzt ihn am meisten) seinen Bart mit Scheermessern abgeschnitten, und nun drohen sie ihm noch, sie wollen machen, daß Echo ihm ungetreu werde, und nicht mehr mit ihm rede. Dieß von den Nymphen überhaupt! Nun betrachte jede besonders. Einige gleichen den Naiaden, denn von ihren Haaren trieft Wasser herab, einige sehen etwas unreinlich aus, wie wenn sie bey den Heerden sich aufgehalten hätten, und es steht auf ihnen, wie Thautropfen; andere haben schwarze, gleich den Hyacinthen glänzende Haare.

Das zwölfte Gemälde.

Pindar.

Diese Bienen hier, die so künstlich gemalt sind, wirst du, glaube ich, bewundern. Denn es ist alles an ihnen unterschieden, der Rüssel, die Füße und die Flügel, und auch ihre Farbe ist durch die Kunst so ordentlich vermischt, als sie die Natur selbst verschieden vorzustellen pflegt. Warum sind sie aber nicht in ihren Körben? Warum gehen sie

sie gleichsam zum Schmauß in die Stadt zum Deiphant? — Eben jetzt, wie du siehst, ist Pindar geboren worden. Sein Vater bildet ihn, gleich von Anfang an, zum Sänger der Lieder der Musen, daher kommen sie in das Haus Deiphants. Der Knabe liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen, denn sein Vater schloß, sein Sohn würde den Göttern lieb seyn, weil bey seiner Geburt Cymbeln und die Trommeln der Rhea gehört wurden. Auch die Nymphen, sagt man, tanzten bey seiner Geburt, und mit ihnen herumhüpfte Pan, der, als Pindar anfieng zu dichten, nicht mehr herumhüpfte, sondern Pindars Lieder sang. Die Bildsäule der Rhea, künstlich gearbeitet, steht an der Thüre. Sie ist, wie ich glaube, von Stein. Denn das Gemälde scheint hier wie erstarrt zu seyn. Auch Nymphen erblickst du hier, wie mit Thau bespritzt, und auch Nymphen aus den Quellen. Pan tanzt, welchen Takt weis ich nicht, aber vergnügt scheint er und ohne Zorn zu seyn. Die Bienen in dem Hause machen sich viel mit dem Knaben zu thun, und bringen ihm Honig herbey, und ziehen den Stachel in sich, damit sie ihm nichts schaden. Vermuthlich kommen sie vom Hymettus, jener glücklichen und berühmten Gegend, und eben das, glaube ich, wollen sie dem Pindar selbst einflößen, nemlich einen berühmten Namen und glückliche Lieder.

Das dreyzehnte Gemälde.

Aiax der Lokrier, oder Gyrä.

Dieß Gemälde stellt den Aiax, den Lokrier, vor. Dieß sieht man an den Felsen, die aus dem Meer hervorragen, und an dem Meer, das um die Felsen herum braußt, und an dem Helden auf den Felsen, dessen Blick fürchterlich ist, und der gegen das Meer aufgebracht zu seyn scheint. Sein Schif wurde von dem Bliz getroffen, er sprung heraus,

aus, aus dem brennenden Schif, und wurde von den Wellen fortgetrieben, durch deren einige er sich durcharbeitete, andere nach sich zog, oder ihren Anfall aushielt. Da er nun die Gyren erreichte — die Gyren sind Felsen, die aus dem ägäischen Meerbusen sich erheben — stieß er übermüthige Reden gegen die Götter aus. Daher begiebt sich Neptun selbst dahin. Sein Anblick ist fürchterlich, mein Sohn! Er ist Gewitter schwanger, und die Haare hat ihm der Zorn in die Höhe gerichtet. Vormals hatte er mit diesem Aiax gegen Ilium gestritten, und munterte ihn mit dem Scepter in der Hand auf, aber damals war der Lokrier noch ein weiser Mann, und verehrte die Götter. Nun aber, weil er ihn als einen Verächter der Götter findet, kömmt Neptun zu ihm mit dem Dreyzack in der Hand, und bald wird er an den Felsen schlagen, und den Felsen mit dem übermüthigen Aiax ins Meer stürzen. Dieß ist der Innhalt des Gemäldes. Was nun die Ausführung betrift, so ist das Meer ganz weiß von den Wellen. Die Felsen sind ganz ausgespühlt, weil sie immer angespühlt werden. Das Feuer schlägt mitten aus dem Schif heraus, und wird vom Wind noch mehr angefacht, es seegelt noch fort, und die gerade empor steigende Flamme dient ihm gleichsam zum Seegel. Aiax, der, wie von einem Rausch zurückkömmt, schaut über das Meer hin, und sieht weder sein Schif noch das Land, auch den gegen ihn herankommenden Neptun nicht, und droht noch immer fort. Noch ist die Stärke nicht aus seiner Faust gewichen, und sein Nacken ist noch so stark, wie ehemals, wenn er auf den Hektor oder die Trojaner loßgieng. Daher wirft Neptun seinen Dreyzack gegen den Felsen, und schlägt das Stück, worauf Aiax steht, mit ihm ab. Die übrigen Gyren bleiben stehen, so lange das Meer steht, und selbst Neptun wird sie nicht umstürzen.

Das vierzehnte Gemälde.

Thessalien.

Der Stof dieses Gemäldes scheint aus Egypten genommen zu seyn, er ists aber nicht, sondern, wie ich glaube, aus Thessalien. Egypten liegt zwar an dem Nil, der das Land überschwemmt, aber auch Peneus bedeckte in alten Zeiten das Land der Thessalier, weil Berge das flache Land bedeckt hatten, und dem Fluß keinen Ausfluß gestatteten. Daher wird nun Neptun die Berge mit seinem Dreyzack durchbrechen, und dem Fluß eine Mündung geben. Diese Arbeit hat er hier unternommen, und ist ganz emsig darüber, und hat schon angefangen, das Feld vom Wasser zu befreyen. Schon hat er die Hand aufgehoben, um die Berge zu durchstoßen. Allein ohne den Schlag zu erwarten, öfnen sie sich von selbst, und gestatten dem Peneus Raum genug durchzufließen. Dieses recht auszudrücken, hat sich der Künstler alle Mühe gegeben. Die Rechte des Neptun ist sehr weit aufgehoben, und droht einen Stoß nicht nur mit der Hand, sondern mit der Stärke des ganzen Körpers. Er hat weder die grüne noch die blaue Farbe des Meers, sondern gleicht einem Gott des festen Landes, denn hier zeigt er sich als einen Liebhaber der Gefilde, und freuet sich, daß er sie so eben und breit sieht, wie sein Meer. Der Fluß wird vorgestellt, wie er hernach war, und, auf den Ellenbogen gestützt — denn die Flüsse werden nicht aufrecht stehend geschildert — läßt er den Titaresus, als einen leichten und zum trinken angenehmen Fluß, auf sich ruhen, und verspricht dem Neptun, die Felder zu verlassen, und des ihm geöfneten Weges sich zu bedienen. Weil das Wasser fällt, kömmt das Land nach und nach zum Vorschein, und schmückt sich mit Oelbäumen und Korn, und zugleich zeigt es auch ein junges Pferd. Denn bald wird Thessalien von dem Neptun auch Pferde erhalten.

Das funfzehnte Gemälde.

Der Meergott Glaukus.

Schon hat die Argo den Bosporus und die Symplegaden zurückgelegt, und seegelt mitten in dem Pontus. Orpheus besänftigt das Meer durch seine Lyra, und das Meer hört ihn an, und der Pontus ruht unter seinem Gesang. Auf dem Schiffe befinden sich die Dioskuren und Herkules, und die Aeaciden und die Oreaden und alles, was von Halbgöttern damals blühte. In das Schif ist ein Balken eingezogen, ein uralter Baum, auf welchem Jupiter seine Orakelsprüche in Dodona ertheilt hatte. Die Absicht der Schiffahrenden ist diese. In Kolchis liegt ein güldenes Fell von einem alten Widder, der die Helle mit dem Phryxus durch die Luft getragen haben soll. Dieses will Jason erobern. Ein Drache mit einem fürchterlichen Blick, in dessen Augen kein Schlaf kömmt, bewacht das Fell. Diese Farth wird hauptsächlich dem Jason zu Gefallen unternommen, daher ist er Anführer des Schifs, Tiphys ist Steuermann, und er soll der erste gewesen seyn, der diese vorher unbegreifliche Kunst ausübte. Lynceus, der Sohn des Apharaus, sitzt auf dem Vordertheil des Schifs, weil er ein so gutes Gesicht hat, daß er nicht nur weit in die Ferne sieht, sondern auch in der Tiefe des Meers die verborgenen Klippen entdecken, und das noch weit entfernte, etwa nur dunkel sich zeigende Land beobachten kann. Aber siehe! das Auge des Lynceus scheint auf einmal Schrecken über eine fürchterliche Erscheinung zu verrathen. Die funfzig Helden legen die Ruder nieder, nur Herkules blickt das Wunder mit unverwandten Augen an, weil er schon viele dergleichen gesehen hat. Die übrigen alle sind erstaunt. Nemlich sie erblicken den Glaukus, der aus dem Meer sich erhebt. Er wohnte, wie man sagt, in dem alten Anthedon, und nährte sich von einem gewissen Meerkraut. Die Wellen schlu-

schlugen über ihn zusammen, und führten ihn hinab zu den Fischen. Er steigt hier herauf, um etwas großes zu verkündigen, denn zukünftige Dinge weis er voraus zu verkündigen. Was seine Gestalt betrift, so trieft das Wasser aus seinem weißen Bart, wie Quellen, herab. Auch seine Locken, schwer von Meerwasser, gießen es auf seine Schultern aus. Seine Augenbraunen sind stark, und wie eins zusammengewachsen. Welch einen starken Arm hat er, der im schwimmen geübt ist, immer durch die Wellen rudert, und sie unter sich zwingt! Wie dicht ist seine Brust mit Haaren bewachsen, an die sich Moos und Meergras angehängt hat! Der Unterleib fängt schon an die Gestalt eines Fisches zu verrathen, und daß sein übriger Theil ein Fisch ist, beweist der Fischschwanz, der aus dem Meere herausgeht, und seine Lenden schlägt. Der gekrümmte Theil desselben hat die Farbe des Meeres. Um ihn herum schwärmen Halcyonen, die auch die Schicksale der Menschen besingen, aus welchen sie und Glaukus in Fische verwandelt wurden. Sie geben dem Orpheus eine Probe ihres Gesangs, an welchem selbst das Meer Antheil nimmt.

Das sechszehnte Gemälde.

Palämon.

Das Volk, welches hier an dem Isthmus opfert, sind wol die Einwohner von Korinth, und der König dieses Volks mag wol Sisyphus seyn. Dieser Hayn ist des Neptuns, der an dem Meer sanft lispelt, indem der Wind durch die Fichtenbäume säuselt. Ino, die ins Meer fiel, wurde in die Göttin Leukothea verwandelt, und unter die Nereiden aufgenommen. Ihr Sohn Palämon aber wird auf dem Lande bleiben *). Auf einem Delphin, der

*) Jeder Leser wird sich hier gleich der Ino des Herrn Ramlers erinnern.

der sich von ihm regieren ließ, ländet er schon ans feste Land an. Der Delphin hatte ihn auf seinen Rücken genommen, und trägt ihn so still durch das ruhige Meer, daß Palämon auf seinem Rücken schläft. Wie er anländet, wird ihm die unterirrdische Höhle geöfnet, indem das Land auf Befehl des Neptun sich von einander trennt. Neptun scheint dem Sisyphus die Ankunft des jungen Palämon voraus verkündigt, und gesagt zu haben, man müsse ihm opfern. Daher opfert Sisyphus diesen schwarzen Stier, den er von der dem Neptun geweiheten Heerde genommen zu haben scheint. Die Opferceremonie, die Kleider der Opfernden und wie das Opferthier geschlachtet wurde, gehört in eine Beschreibung der Orgien des Palämon. Die Gebräuche desselben sind ehrwürdig und geheim, und der weise Sisyphus scheint sie nicht ohne göttliche Eingebung angestellt zu haben. Denn daß Sisyphus ein Weiser ist, sieht man schon an seinen Zügen. — Was den Neptun betrift, so würde er fürchterlich und mit einer drohenden Miene gemalt worden seyn, wenn er die Gyren schlagen, oder die Berge von Thessalien hier durchbrechen sollte. Weil er aber jetzt den Melicertes als einen Gastfreund aufnimmt, um ihn in der Erde zu verbergen, so lächelt er hier dem Ankommenden entgegen, heißt den Isthmus sich öfnen, um den Melicertes aufzunehmen. Der Isthmus, mein Sohn! ist hier in der Gestalt einer Gottheit gemalt, auf den Arm sich stützend, sonst aber in der Natur liegt er als ein Strich Landes zwischen zwey Meeren, dem adriatischen und ägäischen, und macht gleichsam die Brücke dieser beyden Meere. Zu seiner Rechten steht ein Jüngling, der vermuthlich die Stadt Lechäus; zur Linken ein Mädchen, die vermuthlich Kenchreä bedeutet. Das Meer um ihn herum ist schön und still, und ruht an dem Lande, das den Isthmus ausmacht.

Das siebenzehnte Gemälde.

Die Inseln.

Willst du, mein Sohn! daß ich dir von diesen Inseln etwas sagen soll? Wir wollen zu dieser Frühlingszeit, weil Zephyre das Meer aufheitern, und der Wind günstig ist, um sie gleichsam herumschiffen. Aber du must das Land gerne verlassen, und jetzt das Meer für Land halten. Es braußt ja nicht, und tobt ja nicht, sondern ruhig und still, zur Schiffahrt einladend, und, von einem ruhigen Geist beseelt, liegt es da. Wir wollen einsteigen, denn es ist dir, scheints, recht! Das Meer ist groß, wie du siehst, die Inseln in demselben sind weder Lesbus, noch Imbrus, noch Lemnus, sondern nur hin und her zerstreut und klein, wie Dörfer, oder Schifslager, oder wol gar nur wie Hürden des Meers. Die erste derselben hat eine jähe Küste, und ist von der Natur befestigt. Auf derselben erhebt sich ein Vorgebirge, worauf Neptun das ganze Meer übersehen kann. Doch ist die übrige Insel wasserreich, und nährt Bienen mit den Blumen, die am Vorgebirge wachsen. Diese Blumen pflücken auch die Nereiden, wenn sie auf dem Meere scherzen. — Die dabey liegende Insel ist eben und hat viele Felder. Fischer und Ackersleute wohnen darauf. Sie verkaufen ihren Vorrath gegen einander, diese, was ihnen die Erde, jene, was ihnen das Meer gab. Sie haben auch diese Statüe des Neptun, wo er als ein Ackersmann mit Pflug und Joch vorgestellt ist, aufgerichtet, weil sie auch ihm die Früchte der Erde danken. Damit man aber doch den Neptun nicht zu sehr für eine Gottheit des festen Landes halte, so ist bey dem Pflug ein Schifsvordertheil angebracht, und Neptun ackert, wie wenn er auf dem Meere schifte. — Die beyden nächsten Inseln waren ehemals eine, sind aber durch das Meer, das nun in der Breite eines Flusses, durch sie hinläuft, ehemals getrennt worden.

Dieß kannst du, mein Sohn! an dem Gemälde selbst sehen. Denn beyde Küsten der Inseln beziehen sich so sehr auf einander, daß man sieht, die an der einen herausgehenden Stücke würden in die Krümmungen der andern passen. Eben dieses ist auch im thessalischen Tempe vorgefallen. Ein Erdbeben erschütterte das Land, man sieht aber noch, daß die abgerissenen Stücke ehemals beysammen gewesen sind. Denn wo auf der einen Seite Felsen sind, sind auf der andern Höhlen, in welche die Felsen paßten, und von den Bäumen, die dem abgerissenen Stückberg folgten, sieht man auf der andern Seite die Lage der Wurzeln. So müssen wir uns auch das Schicksal der Inseln vorstellen. Noch ist über die Meerenge eine Brücke gemacht, damit die Inseln wieder zusammenhängen. Du siehst, wie Wanderer und Fischer darüber hin und her gehen. Die nächste Insel, mein Sohn, scheint etwas wunderbares zu haben. Denn unter ihr brennt Feuer, das alle Klüften und Höhlen derselben eingenommen hat, und aus denselben, wie aus Kaminen, herausschlägt. Will jemand den Grund dieser Erscheinungen untersuchen, so wird man finden, daß diese Insel voll ist von Harz und Schwefel, und daß das Meer sie von unten her wie ausgefressen hat. Das Wasser reizt alsdenn diese Materien, daß sie sich entzünden. Der Maler aber, der den Dichtern gewogen ist, malt diese Insel nach der Fabel: „Hier sey ein Riese von dem Blitz niedergeworfen worden, und Jupiter habe statt der Fesseln die Insel auf ihn gelegt, und doch unterwerfe sich der Riese noch nicht, sondern sey immer noch unruhig unter der Erde, und unter schrecklichen Drohungen dampfe er Feuer aus.“ Dieß sey auch, sagt man, das Schicksal des Typho in Sicilien, und des Enceladus in Italien. Festes Land und Inseln liegen auf ihnen, und sie sind noch nicht gestorben, sterben aber immer. Die Schlacht hier auf dem Gipfel des Bergs will ich nicht übergehen, weil du immer so sehr hinblickst. Jupiter schleudert auf dem-

selben seine Blitze auf den Giganten. Er scheint schon den Muth verloren zu haben, verläßt sich aber noch auf die Mutter Erde. Aber auch die Erde kann ihren Sohn nicht mehr unterstützen, weil Neptun sie keinen Augenblick in Ruhe läßt. Der Maler hat alles dieses in einige Dunkelheit eingehüllt, anzudeuten, daß dieses nicht jetzt erst geschieht, sondern schon geschehen ist — Diesen Hügel, um den man schiffen kann, bewohnt ein Drache, der einen unterirrdischen Schatz bewahrt, denn dieses Thier, sagt man, liebe das Gold, und hüte alles, was es von Gold sieht. Daher bewachten zwey immer wachsame Drachen das güldene Bließ im Kolchis, und die Aepfel der Hesperiden, die Goldfarben waren. Auch der Drache der Pallas, der noch auf der Burg sich aufhält, scheint mit unter dem Volk von Athen sich gerne aufzuhalten, weil sie in ihren Haaren einen Schmuck von Gold, wie Heuschrecken gestaltet, tragen. Auch dieser Drache ist von Gold, man siehts an dem Kopf, den er, für seinen Schatz besorgt, aus der Höhle herausreckt. — Da die Insel von Epheu und Weinreben beschattet wird, so sieht man hieraus, daß sie dem Bacchus geweihet ist. Er ist zwar wirklich abwesend, etwa bey einem Fest auf dem festen Lande, hat aber den geheimen Gottesdienst hier dem Silen überlassen. Dieß verrathen die herumliegende Cymbeln und die umgestürzte goldene Becher und die Floten, noch warm vom Munde, und die Trommeln, die ruhig da stehen, und die Felle, mit denen Zephyre spielen. Von den Schlangen winden sich einige um die Tyrsusstäbe, andere, deren Wuth durch den Wein gedämpft ist, lassen sich im Schlaf von den Bacchantinnen, wie einen Gürtel, anlegen. Die Trauben sind theils voll, theils fangen sie an zu reifen, andere sind noch unzeitig, noch andere fangen erst an zu wachsen. Und so hat Bacchus es eingetheilt, daß man das ganze Jahr hindurch Weinlese halten kann. Die Trauben sind so groß, daß sie von den Felsen herab und gegen das

Meer hinabhangen. Wasser- und Landvögel fliegen herbey, um davon zu essen. Denn Bacchus theilt seine Trauben mit allen Vögeln, nur nicht mit den Nachteulen. Diese schließt er allein aus, weil sie den Menschen den Wein verleiden, denn wer als ein Knabe das Ey einer Nachteule verschluckt, der haßt den Wein in seinem ganzen Leben, trinkt niemals keinen, und haßt die Trunkenen. — Du, mein Sohn! hast die Kühnheit, dir vor diesem Silen, dem Hüter der Insel, nicht zu fürchten, der hier trunken ist, und mit der Bacchantin scherzen will. Sie aber sieht ihn nicht an, sondern denkt nur an ihren Bacchus, in den sie verliebt ist, malt sich in Gedanken sein Bild, und sieht ihn auch abwesend. Ihr Auge ist zwar ganz offen, und doch sieht man, daß sie vor Liebe schmachtet. Die Natur hat aus diesen erhabenen Bergen diese Insel gebildet, die dicht mit allerhand Bäumen bewachsen ist, mit hohen Fichten- Tannen- Eichen- und Cederbäumen. Jeden dieser Bäume hat der Maler unterschieden. Jäger durchsuchen diejenigen Oerter der Insel, wo es viel Hirsche und wilde Schweine giebt, und erheben entweder ihre Lanzen, oder spannen ihre Bogen gegen sie. Einige, die Muth haben, sich den Thieren zu nähern, haben Säbel und Keulen. Hier und da sind in dem Wald Netze ausgespannt, theils um das Wild einzuschließen, theils um es zu bestricken, theils um es in der Flucht aufzuhalten. Einige sind schon gefangen, andere wehren sich noch, noch andere haben sich wieder losgemacht. Hier arbeitet ein Jüngling mit allen Kräften. Unter das Geschrey der Jäger bellen die Hunde, und Echo wiederholt das wilde Jagdgeschrey. — Die größern Bäume werden hier ohne Verschonen umgehauen. Der eine hat seinen Hieb schon gethan, der andere ist im Begrif ihn zu thun, und dieser schärft seine stumpf gewordene Axt. Der da betrachtet eine Tanne, ob sie hoch genug ist zu einem Mastbaum, andere junge und gerade Bäume bestimmt er zu Rudern. — Die-

ser abgerissene Felsen und die Menge von Tauchern und der Vogel, der unter ihnen herumflattert, alles dieses ist deßwegen hier gemalt. Die Menschen fangen die Taucher, nicht um sie zu essen — denn ihr Fleisch ist schwarz und schädlich, und würde selbst einem Hungrigen nicht schmecken — sondern deßwegen, weil die Aerzte seinen Magen für ein Mittel halten, den Magen der Menschen zu stärken. Da nun diese Thiere schläfrig, und durchs Feuer, durch welches man sie bey Nacht blendet, leicht zu fangen sind, so miethen sie gleichsam um einen Theil der Beute den Vogel Ceyx. Dieser Ceyx ist ein Wasservogl, aber nicht wild, liebt die Ruhe, und hat nicht Kräfte genug, selbst einen Raub zu haschen. Hingegen ist er nicht schläfrig, und schläft nur sehr wenig, und leiht daher den Tauchern seine Augen. Wenn nun diese auf Beute ausfliegen, so bleibt der Ceyx in den Felsen zurück. Gegen Abend kommen sie wieder, und bringen ihm den Zehenten des Raubes. Nun schlafen sie, indessen er wacht, und nicht einschläft, ohne ihren Willen. Merkt er Gefahr, so ruft er mit einer durchdringenden Stimme, die Taucher fliegen auf, und schleppen den Ceyx, wenn er müde ist, mit sich fort. Hier steht er nun, und sieht sich unter den Tauchern um, wie Proteus unter seinen Meerkälbern steht, nur übertrift er den Proteus an Wachsamkeit. — Hier nun, mein Sohn! länden wir an mit unserm Schif, auf welchem wir beym Anfang der Erklärung ausgefahren sind. Wie aber die Insel heißt, weis ich nicht. Ich würde sie die goldene nennen, wenn nicht die Dichter jeder Sache, die sie vortreflich gefunden haben, diesen Beynamen gegeben hätten. Sie ist so herrlich, daß sie nur gemacht scheint, kleine Fürsten aufzunehmen. Denn pflügen und den Weinberg bauen wird hier niemand. Sie hat Quellen, deren einige klar und frisch sind, andere durchs Feuer erwärmt werden, und zwar so vieles Wasser hat sie, daß sie dem Meer davon mittheilen kann. Daher sprudelt das Wasser von der In-

sel unter jener Meereswelle hervor, und kocht, wie in einem Kessel. Ob das wunderbare dieser Quellen der Beschaffenheit des Erdbodens oder des Meeres zuzuschreiben ist, wird Proteus, der hier ankömmt, entscheiden, denn er kömmt deßwegen. — Noch wollen wir den Theil der Insel betrachten, der bewohnt ist, denn es ist hier eine prächtige und herrliche Stadt gebauet, wie ein einziger Pallast, in welchem ein königlicher Prinz erzogen wird. Die Stadt dient ihm, sich darinnen zu belustigen. Es sind hier Theater, groß genug, ihn, und die an seinen Spielen Antheil nehmen, zu fassen. Auch eine Rennbahn für Pferde ist hier angelegt, in welcher junge Hunde von Melite in die Wette rennen können, denn dieser bedient sich der Prinz als der Pferde, und hat sie an einen Wagen gespannt, welchen Affen, als die Bediente des jungen Prinzen, regieren. Dieser Hase, der gestern gefangen zu seyn scheint, ist wie ein Hund an einen Riemen von Purpur angebunden, aber er will nicht angebunden seyn, und sucht sich von seinen Banden loßzumachen, weil er sich auf die Geschwindigkeit seiner Füße verläßt. Ein Papagey und eine Elster sitzen in Häuschen von Binsen geflochten, und singen auf der Insel gleich Sirenen. Diese singt, was sie gelernet hat, und jener, was er von andern hört.

Das achtzehnte Gemälde.

Der Cyklope.

Die hier erndten, mein Sohn! und auch diejenigen, die die Weinlese einsammeln, haben weder gepflügt, noch den Weinberg bearbeitet, sondern alles hat ihnen die Erde freywillig hervorgebracht. Denn diese Leute sind Cyklopen, von deren Lande die Dichter, ich weis nicht warum, erzählen, daß in demselben die Erde alles von selbst her-

vorbringe *). Sie dichten, das Land ernähre sowol die Hirten, als auch die Heerden, deren Milch jene statt des Tranks und des Zugemüses genießen. Die Cyklopen halten weder Versammlungen noch berathschlagen sie sich, noch wohnen sie in Häusern, sondern in den Höhlen des Bergs. Von den andern wollen wir jetzt nicht reden, sondern nur vom Polyphem, Neptuns Sohn, dem wildesten unter ihnen, der hier wohnt. Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich eine einzige Augenbraune aus, über seinem Mund steht eine breite Nase, und er hungert nach Menschenfleisch, wie die grausamsten Löwen, jetzt aber seit einiger Zeit enthält er sich desselben, damit man ihn für keinen Vielfraß, oder für gar zu wild halte. Denn er liebt die Galatea, die dort auf dem Meere spielt, und sieht ihr von diesem Berg herab zu. Seine Flöte hält er noch unter dem Arm, und läßt sie noch ruhen. Denn er hat auf sie ein Hirtenlied gemacht, in welchem er sie besingt **). „Sie sey so weise und so munter, und süßer, als eine Traube. Er habe junge Rehe und zwey allerliebste Bären für sie aufgezogen.“ Dieß Lied singt er unter einer Steineiche, und denkt nicht mehr daran, wo seine Schaafe indessen weiden, noch sie zu zählen, noch nach dem festen Lande sich umzusehen. Weil er als ein wilder Bergbewohner gemalt werden sollte, so hängt sein starres Haar, das so dicht ist, wie das Laub der Fichten, unordentlich um ihn herum. Seine Zähne stehen ihm aus dem Munde heraus. An der Brust, am Bauch und an den Füßen ist er ganz rauh. Weil er verliebt ist, will er freundlich aussehen, sein Blick ist aber doch noch wild, und er kann das Drohende in demselben eben so wenig mildern, als wilde Thiere, die

aus

*) Siehe das 9 B. der Od. v. 113 folg.

**) Man vergleiche mit dieser Stelle die in Ovids Verwandl. im 13 B. 789 folg. v. und die Idylle Theokrits, die die 11te ist.

aus Noth sich zwingen, freundlich zu seyn. Galatea spielt indessen auf dem sanften Meere, und spannt vier Delphine, die von einerley Geist beseelt scheinen, neben einander an einen Wagen. Jungfräuliche Tritonen, die die Galatea bedienen, legen ihnen Zäume an, damit sie nicht allzu muthwillig seyn können. Ihr purpurfarbenes Gewand ist ein Spiel der Winde. Es fliegt ihr über den Kopf hinaus, und macht ihr theils Schatten, theils dient es ihr statt des Seegels. Von demselben fällt ein Glanz auf die Stirne herab, aber er übertrift doch nicht die Röthe ihrer Wangen. Mit ihren Haaren kann der Wind nicht spielen, denn sie sind naß, und daher für die Zephyre zu schwer. Der rechte Arm, dessen Ellenbogen von blendender Weiße gebogen ist, steht von dem Körper ab, und die Finger stehen nur ganz leicht auf der weichen Hüfte auf. Der Arm ist ganz sanft aufgelaufen, wie kleine Wellen des Meeres. Die Brust steht heraus, und auch die Schenkel haben ihre Schönheit. Die Ferse des Fußes, und der übrige Theil von dem untersten Fuß ist über dem Meere schwebend gemalt, und berührt ganz leichte das Wasser, gleichsam um das Ruder des Wagens zu seyn. Die Augen sind bewundernswürdig, denn sie verrathen den schärfsten Blick, der nur durch das Ende des Meers begränzt wird.

Das neunzehnte Gemälde.

Phorbas oder die Phlegyen.

Dieser Fluß, mein Sohn! ist der Cephissus in Böotien, an dem die Musen öfters sich aufhalten. An demselben wohnen die Phlegyen, die noch wild sind, und sich noch nicht in Städte gesammelt haben. Was diese Faustkämpfer betrift, so wirst du an diesem hier den Apoll erkennen, und jener ist Phorbas, den die Phlegyen zu

ihrem König erwählt haben, weil er alle an Größe übertraf, und der wildeste unter ihnen zu seyn schien. Apoll kämpft mit ihm wegen des Durchzugs. Denn da Phorbas den geraden Weg nach Phocis und Delphos besetzt hat, so feyert niemand mehr die pythischen Spiele, noch singt jemand der Gottheit Päane. Orakelsprüche und Weißagungen haben aufgehört, und der Dreyfuß ist verstummt. Phorbas hat sich von seinem Volk abgesondert, und diese Eiche zu seiner Wohnung gemacht, wo er den Reisenden aufpaßt. Zu dieser seiner königlichen Burg kommen die Phlegyen, um sich von ihm Recht sprechen zu lassen. — Diejenigen nun, die zum Tempel des Apoll reisen wollen, nimmt er gefangen, und schickt die Alten und die Kinder zu der Versammlung der Phlegyen, die sie alsdenn als ihre Beute ansehen, und um ein Lösegeld wieder frey lassen. Die jüngern hingegen fordert er zu einem Zweykampf heraus, entweder zum Wettlauf, oder zum Ringen, oder zum Faustkampf, oder zum Diskuswerfen. Hierauf schneidet er ihnen die Köpfe ab, um sie an der Eiche aufzuhängen, und auf dieser Schädelstätte lebt er. Die Köpfe hangen an den Zweigen halb verfault, einige hangen schon lange da, andere seit kurzer Zeit, von einigen nur noch die Hirnschalen. Wenn der Wind unter sie hinein bläßt, so sperren sie die Mäuler auf und pfeifen. — Als nun Phorbas auf seine Thaten stolz war, begegnete ihm auch Apoll in der Gestalt eines jungen Fechters. Er ist mit unabgeschnittenen Haaren gemalt, sie sind aber zurückgeschlagen, damit sie ihn im Kampfe nicht hindern. Von seiner Stirne gehen Stralen aus, und Zorn, mit Lächeln vermischt, sitzt auf seinen Wangen. Seine Augen sind gerade auf den Gegner gerichtet, und erheben sich mit den Händen, die mit Schlagriemen umwunden sind, da doch Kränze sich besser für sie schickten. Doch er hat schon den Faustkampf angetreten. Der Wurf seiner Rechten zeigt noch, wie heftig der Schlag war. Denn seine Hand bleibt

in der Lage, wie sie dem Feind den Hauptstreich versetzt hat, Phorbas liegt schon zur Erde, und wieviel Raum er einnimmt, wird der Dichter dir sagen. Er ist an dem Schlaf verwundet, und das Blut rinnt heraus, wie aus einer Quelle. Sein Bild stellt einen grausamen und wüthenden Mann vor, der die Fremdlinge eher auffressen, als tödten kann. — Das Feuer, das auf die Erde herabfällt, ist der Blitz, der den Baum verbrennen soll, doch so, daß noch ein Andenken von ihm übrig bleibt. Denn der Ort, wo dieses geschehen ist, heißt noch heut zu Tage die Eiche mit den Köpfen.

Das zwanzigste Gemälde.

Atlas.

Herkules kämpfte mit dem Atlas, ungeachtet es Eurystheus nicht befohlen hatte, denn er konnte eher den Himmel stützen, als Atlas. Denn Herkules fand ihn, wie die Last ihn niedergedrückt hatte, so, daß er auf das eine Knie sich niederlassen mußte, und unter der Last fast erlag. Ungeachtet nun Herkules sahe, daß er den Himmel tragen, und zwar auf eine lange Zeit tragen könne, so strebte er doch nicht öffentlich nach dieser Ehre, sondern er sagte nur dem Atlas, er habe Mitleiden mit ihm, und wolle für ihn untertreten. Atlas nahm das Anerbieten mit so vielem Vergnügen an, daß er selbst noch mehr darum bat. Atlas ist gemalt als ein Mann, der der Last eben unterliegen wird. Dieß sieht man aus dem Schweiß, der von ihm Tropfenweise herabrinnt, und aus dem zitternden Arm. Herkules hingegen hat großen Muth dazu, dieß sieht man aus dem heiteren Gesicht, aus der weggeworfenen Keule, und aus der Bewegung der Hände, die Arbeit zu verlangen scheinen. Die Schatten des Herkules haben wir nicht besonders nöthig zu bewundern, daß sie die Größe der Arbeit so sehr herausheben. Denn von liegenden oder stehenden Figu-

ren sind die Schatten leicht zu zeichnen, und sie richtig zu zeichnen, ist noch kein großer Beweiß der Kunst. Aber der Schatten des Atlas ist es, denn da er so gekrümmt und gebückt ist, so wirft er nur wenig Schatten, und es ist desto mehr Licht um ihn. Nichts destoweniger, ungeachtet der Bauch hohl und eingezogen ist, hat doch der Maler die obern Theile des Körpers hervor stehend, und die Brust so voll zu malen gewußt, daß man glaubt den Atlas keichen zu hören. Die Erscheinungen am Himmel, den er trägt, sind im Aether, der um sie herumgegossen ist, schwimmend gemalt. Man sieht hier den Stier, wie er nemlich am Himmel zu sehen ist, und die Bären, wie sie am Himmel erscheinen, und so gar die Winde. Einige blasen mit einander mit vereinigten Kräften, andere gegen einander, einige haben Freundschaft mit einander, andere scheinen die Zwietracht am Himmel zu unterhalten. Nun wirst du also die Last übernehmen, Herkules! aber bald wirst du mit den Göttern im Olymp selbst leben, und mit ihnen schmausen, und die schönste Hebe umarmen, sie, die jüngste und älteste der Göttinnen, denn ohne sie wären auch die andern Götter niemals jung gewesen.

Das ein und zwanzigste Gemälde.

Antäus.

Welch ein Staub erhebt sich bey diesem Faustkampf! wie reichlich sind diese Kämpfer mit Oel gleichsam getränkt! Der eine verwährt sich das Ohr, der andere legt seine Löwenhaut ab. Die Hügel hier herum, und dort jene Säulen mit der Innschrift sind diesem Auftritt angemessen. Die Gegend stellt Lybien vor, und der eine von den Kämpfern ist Antäus, der Sohn der Erde, der mit jedem ankommenden Fremdling kämpft, um ihn zu tödten. Das Ge-

Gemälde stellt den Herkules vor, wie er eben dazu kömmt, da Antäus die Ermordeten auf dem Kampfplatz begräbt. Herkules hatte die goldenen Aepfel geraubt, und sich bey den Hesperiden großen Ruhm erworben, doch wars kein so großes Wunder, daß Herkules diese Jungfrauen, als daß er den Drachen besiegte. Ohne einmal von seiner Reise auszuruhen, noch ganz keichend bereitet er sich zum Streit, und scheint hier darauf zu denken, wie er den Sieg erhalten möge. Um sich nicht durch die Hitze zu weit führen zu lassen, dämpft er seinen Muth. Antäus hingegen tritt stolz einher, und scheint dem Herkules jene Stelle des Homer *): „Nur die Söhne der Unglücklichen begegnen mir in dem Kampf", oder dergleichen etwas entgegen zu singen. Allein dieß erhöht nur den Muth des Helden. Wäre es des Herkules einzige Uebung gewesen, Faustkämpfe zu wagen, so würde seine Gestalt zu dieser Art von Kämpfen nicht geschickter gewesen seyn, als sie der Maler vorgestellt hat. Sie verräth viel Stärke, und der Bau der Glieder ist so proportionirt, daß man nicht anders glauben kann, als er sey ein recht guter Faustkämpfer. Sein Ansehen ist groß, und er scheint mehr zu seyn, als ein Mensch. Er ist hochroth, und die aufgelaufenen Adern verrathen den innerlichen Zorn. Vor dem Antäus scheinst du dir fast zu fürchten, mein Sohn! weil er einem wilden Thiere gleicht, und fast eben so breit ist, als lang. Der Hals scheint mit den Schultern zusammengewachsen zu seyn, und die Schultern machen einen Theil des Halses aus. Seine Brust und sein Bauch scheinen so hart, wie wenn sie mit Hämmern so hart geschlagen wären. Seine Füße sind nicht gerade, kurz das ganze Bild des Antäus zeigt zwar einen Mann, der Stärke hat, der aber zu dieser Art von Kampf nicht ganz gemacht ist. Uebrigens ist er von der Sonnenhitze so verbrannt, daß er ganz schwarz aussieht.

*) 6 B. der Ilias v. 127.

sieht. — So gerüstet treten beyde den Kampf an, du siehst sie auch hier kämpfen, oder vielmehr wie sie gekämpft haben, denn der Sieg neigt sich schon auf die Seite des Herkules, der seinen Gegner über der Erde besiegt, denn er hält den Antäus in die Höhe, weil die Erde ihrem Sohn half, und ihm, wenn er sie berührte, eine Beyhülfe gab. Daher faßte Herkules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen sind, hielt ihm die Hände oben zusammen, stämmte den Ellenbogen gegen seinen keichenden Bauch, drückt ihm die Seele aus, und tödtet ihn auf diese Art, indem er seine Rippen gegen die Leber aufwärts drückt. Du siehst auch, wie er winselt und auf die Erde herab nach Hülfe blickt, Herkules hingegen noch voll Kraft ist, und bey seiner Arbeit lächelt. — Den Berg hier darfst du nicht übersehen, und die Götter auf demselben bemerken, denn sie sehen von da dem Kampf zu. Denn in die goldene Wolke, die auf dem Berg sich gelagert hat, sind sie, glaube ich, eingehüllt. Merkur kömmt auch herbey, um den Herkules zu bekränzen, weil er vor ihm mit so vielem Muth gekämpft hatte.

Das zwey und zwanzigste Gemälde.

Herkules unter den Pygmäen.

Nach dem Sieg über den Antäus wollten die Pygmäen, wie sie sagten, seinen Tod rächen, und fielen den Herkules im Schlaf an. Denn sie gaben vor, rechte Brüder des Antäus zu seyn, und waren zwar keine Athleten, noch konnten sie in einen Faustkampf sich einlassen, waren aber doch Söhne der Erde, und hatten sonst Stärke. Wo sie aus der Erde hervorgehen, da ist aller Sand in Bewegung, denn sie wohnen unter der Erde, wie Ameisen, und haben auch in derselben ihre Vorrathsmagazine. Sie speisen nichts fremdes, sondern nur das, was sie selbst pflanzen, und ihre Mutter Erde hervorbringt.

Sie

Sie säen und erndten, und fahren auf einem zweyspännigen Wagen mit Pygmäenpferden. Das Korn hauen sie mit dem Beil ab, weil sie die Aehren für Bäume ansehen. Daher welche Verwegenheit! Sie wagen es, den Herkules anzufallen, und drohen, ihn im Schlafe zu tödten, ja sie sagen so gar, sie würden ihn wachend nicht fürchten. Ganz müde vom Kampf schläft der Held auf dem Sand. Er hohlt aus tiefer Brust Athem, und ist mit offenem Munde in den Schlaf versunken. Neben ihm steht der Gott des Schlafs, und bildet sich, wie es scheint, nicht wenig ein, daß er den Herkules bezwungen hat. Auch Antäus liegt noch hier, auch der Künstler hat den Herkules geschildert, wie er Athem holt, und warmes Leben in sich hat, den Antäus hingegen todt und ausgetrocknet, und überläßt ihn der Erde. Dieß hier ist das Heer der Pygmäen, die den Herkules umringt haben. Eine Phalanx greift die linke Hand an, und zwey andere Haufen die rechte, als die stärkere. Die Füße belagern die Bogenschützen und Schleuderer, die sich über den großen Fuß des Herkules nicht genug verwundern können. Unter denen, die sein Haupt bestürmen, ist der König an der Spitze, weil er von seinem Volk für besonders tapfer gehalten wird. Sie schaffen, wie bey der Belagerung einer Burg, Kriegsmaschinen herbey, werfen Feuer in die Haare, suchen die Augen mit Haken auszugraben, seinen Mund zu verschließen, und die Nasenlöcher mit Thoren zu versperren, damit er nicht nach der Einnahme des Haupts wieder Athem hole. Dieß alles geht vor, so lange Herkules schläft. Nun siehe aber, wie er aufwacht und der Gefahr lacht, und alle seine Feinde zusammenraft, und sie in seine Löwenhaut einwickelt, um sie, glaube ich, dem Eurystheus zum Geschenk zu bringen.

Das drey und zwanzigste Gemälde.

Der rasende Herkules.

Kämpft nur, ihr tapferen Männer! und laßt nicht nach: Zwey seiner Söhne hat er schon getödtet, und wird den dritten gewiß auch tödten. Er zielt ja schon so gut, als ein Herkules zielen kann. Der Kampf ist groß, und nicht kleiner, als die Kämpfe des Herkules selbst, ehe er rasend wurde. Allein fürchtet ihn nicht, denn er ist in seinen Gedanken weit von euch entfernt, und sieht nur Argos, und glaubt nur, die Söhne des Eurystheus zu tödten. Er glaubt aber, wie beym Euripides, mit einem Wagen zu fahren, und die Pferde mit einem Stachel anzutreiben, und droht, das ganze Haus des Eurystheus auszurotten. Denn nichts täuscht die Menschen mehr, als die Raserey, die den Herkules gegenwärtige Personen für abwesende halten läßt. Doch genug hievon. Wir wollen nun das Gemälde selbst betrachten. — Das Zimmer, in welches er einfällt, schließt die Megara und ihren noch übrigen Sohn ein. Brodkörbe, Handtücher, gesalzene Kuchen, gespaltenes Holz und ein Becher, alles ist unter einander geworfen, und alles dieses sollte bey einem Opfer des Jupiter Herkius *) gebraucht werden. Der Stier steht schon da, und auch das Opfer, die zwey zarten Kinder, liegen nebst der Löwenhaut am Altar. Das eine ist in den Hals verwundet, und seinen Schlund hat ein Pfeil durchdrungen, das andere hat eine Wunde in der Brust, und der Pfeil geht zum Rücken wieder heraus, wie man, weil sie auf der Seite liegen, deutlich sieht. Ihre Wangen sind naß, und wundere dich nicht, wenn du an ihren Thränen etwas wunderbares findest. Denn ihre Thränen sind von Gold, einige klein, andere groß. — Um den rasenden Herkules stehen alle seine Sklaven herum, einige

*) D. i. des Haußjupiter.

einige wollen ihn binden, andere suchen ihn mit List zu bändigen, noch andere schreyen nur, einige heben sein Hände empor, andere setzen ihm den Fuß vor, jene springen auf ihm herum. Er aber empfindet von allem nichts, schleudert die ihm zu nahe kommen hinweg, und zertritt sie, und wirft einen Strom von Schaum aus, und lächelt so wild und fremd, und sieht mit starren Augen auf das, was er thut, denkt aber nur an die täuschenden Bilder, die er sich vorstellt. Er brüllt aus seinem Halse, der Schlund ist aufgetrieben, und die Adern aufgelaufen, durch die die ganze Macht der Krankheit sich in den Kopf hinaufzieht. Die Furie, die alles dieses Unheil gestiftet hat, hast du wol öfters auf dem Theater gesehen, hier aber erblickst du sie nicht. Denn sie ist im Herkules, hat seine ganze Brust besessen, und tobt in derselben, und verwirrt seinen ganzen Sinn. Biß hieher geht das Gemälde. Die Dichter aber gehen noch weiter in der Raserey des Herkules, und binden ihn, und zwar deßwegen, weil er den Prometheus von seinen Banden befreyet hat.

Das vier und zwanzigste Gemälde.

Thiodamas.

Das ist ein rauher Mann, und eben so rauh, als er, ist das Land um ihn her. Es ist die Insel Rhodos, deren rauhester Theil die Gegend um Lindas ist. Das Land bringt zwar gute Trauben und Feigen hervor, ist aber zum Ackerbau und zum Fahren mit Wagen ganz unbequem. — Jetzt wollen wir diesen rohen Landmann, der an der Schwelle des Alters zu stehen scheint, betrachten, den Thiodamas von Lindas, wenn du jemals etwas von ihm gehört hast. Welche Verwegenheit! Der Mann zürnt auf den Herkules, der ihm beym Ackern einen von seinen Stieren hinwegnimmt, schlachtet und aufzehrt, weil er an diese Speise sehr gewöhnt war. Denn du wirst

beym Pindar vielleicht gefunden haben, daß er auch in dem Hause des Koronus einen ganzen Ochsen verzehrte, und nicht einmal die Beine übrig ließ. Zum Thiodamas nun kömmt er zur Abendzeit, macht ein Feuer auf — denn aus Steinen kann man leicht Feuer herausschlagen — bratet den Ochsen, kostet ihn, ob er gebraten ist, und schilt beynahe auf die langsame Wirkung des Feuers. — Das Gemälde ist so beschaffen, daß wir nicht einmal die Gestalt des Erdbodens übersehen dürfen. Denn wo man nur ein wenig mit dem Pflug in die Erde konnte, sieht man es an dem Gemälde, daß daselbst geackert worden ist. Die ganze Aufmerksamkeit des Helden ist nur auf den Ochsen gerichtet, und er achtet die Verwünschungen des Thiodamas so wenig, daß er nur dazu lächelt. Der Landmann wirft mit Steinen nach ihm. Er ist Dorisch gekleidet, sein Haar unordentlich, sein Gesicht voll Unreinlichkeit, die Beine und der Arm sind so, wie sie bey denen, die in der Erde wühlen, zu seyn pflegen. Noch ist dieses vom Herkules zu merken. Weil Thiodamas bey seinen Landsleuten in Ansehen steht, so wird der Stier zwar geopfert, und die Lindier wohnen dem Opfer bey, aber sie scheinen die Verwünschungen des Thiodamas zu wiederholen. Herkules zürnt nicht, und ist gegen die Lindier, die ihn verwünschen, wohlthätig.

Das fünf und zwanzigste Gemälde.

Das Begräbniß des Abderus.

Das Abentheuer des Herkules mit den Pferden des Diomed wollen wir nicht zu seinen Arbeiten, die Eurystheus ihm auferlegt hat, rechnen. Er hat auch schon hier auf dem Gemälde die Pferde mit seiner Keule erschlagen. Das eine liegt da todt, das andere rührt noch den Fuß, dieses scheint aufzuspringen, und jenes zu fallen.

Beyde haben die wildesten Mähnen, sind biß auf den Fuß herab zottigt, und ihre Grausamkeit ist sichtbar. Ihre Krippen sind voll von Menschenfleisch und Knochen, womit Diomed sie nährte. Noch wilder, als die Pferde selbst, scheint der Stallknecht zu seyn, der neben ihnen erschlagen liegt. — Allein der andere Kampf war viel schwerer, den die Liebe dem Herkules auflegt, und der ihn in große Betrübniß stürzte. Denn er hält hier den Abderus, den er den Pferden entrissen hat, und den die Pferde schon halb gefressen hatten. Als sie ihn fraßen, muß er noch von sehr zarten Gliedern, und jünger als Iphitus gewesen seyn. Dieß sieht man aus den übergebliebenen Gliedern, die noch in ihrer Schönheit hier auf der Löwenhaut liegen. Die Thränen, die Herkules über ihnen vergießt, und daß er sie noch umfaßt und klagt, und seine traurige Gebärden — alles das wollen wir ihm um seines Schmerzens willen verzeihen, wie man den Liebenden bald dieses, bald jenes verzeiht. — Andere Liebhaber richten zum Andenken der Verstorbenen eine Grabsäule auf, Herkules hingegen baut seinem Liebling zu Ehren eine Stadt, die von ihm den Namen hat. Auch Spiele werden zu seinem Andenken gestiftet, und man feyert sie mit Faustkämpfen, Ringen und andern körperlichen Uebungen, nur nicht mit Pferderennen.

Das sechs und zwanzigste Gemälde.

Ein Mahl der Gastfreundschaft.

Der Hase, der hier in einem Häuschen eingesperrt ist, ist lebendig im Netz gefangen worden. Er sitzt auf den hintern Läufen, und spielt mit den vordern Füßen, und reckt die Ohren in die Höhe, und sieht sich überall um. Denn aus Argwohn, man möchte ihm nachstellen, will er sehen, was hinter seinem Rücken vorgeht. — Ein anderer hängt an dieser dürren Eiche, der Bauch ist ihm

auf-

aufgeschnitten, und das Eingeweide herausgenommen. Durch seine Geschwindigkeit hat ihn der Hund gefangen, der unter der Eiche sitzt und ausruht, denn durch seine Müdigkeit verräth er, daß er auch die Enten — es sind ihrer zehen — die um den Hasen herum hängen, gefangen hat. — Ob die zehn Gänse, die daneben sind, auch fett sind, brauchen wir sie nicht anzurühren. Denn auf der Brust, wo sich das Fette bey den schwimmenden Vögeln hinzieht, sind ihnen die Federn ausgerauft. — Liebst du gesäuertes Brod, oder solches, das acht Einschnitte *) hat? Hier liegen sie in dem tiefen Korbe. Auch wann du Zugemüse willst. Hier ist auch Fenchel und Lauch und Oelmagen, der Schlaf macht, willst du aber nur gekochte Speisen, so mußt du zu den Garköchen gehen. Hier ist nur ungekochte Speise. Warum nimmst du nicht von den Baumfrüchten, von denen zwey Körbe voll aufgehäuft da stehen? Weißt du nicht, daß du bald keine mehr dergleichen findest, sondern nur solche, von denen der Thau abgetrocknet ist? Verachte nicht diesen Nachtisch, wenn du Mespeln und Baumnüsse liebst. Eine glatte Hülse schließt sie in einer stachlichten wunderbaren Schale ein. Von dem Honig wirst du nichts wollen, da getrocknete Feigen hier sind, die man Palathen nennt, oder wie du sonst diese süße Frucht nennen willst. Ihr eigenes Laub krönt und verschönert sie. — Ich glaube, dieses Gemälde stellt Geschenke vor, die man dem Herrn des Guts macht. Er ist vielleicht jetzt im Bade, und denkt vielleicht, da es bey Tische süßen Wein zu trinken erlaubt ist, auf einen Schmauß bey pramnischem oder thasischem Wein, um ihn bey seiner Zurückkunft in die Stadt, wenn er des Weins und des Nichtsthuns satt ist, auf die vorübergehenden Bürger auszuspeyen.

Das

*) Eine gewisse Form, die die Alten dem Brodte gaben.

Das sieben und zwanzigste Gemälde.

Die Geburt der Minerva.

Die Personen, die du hier so erstaunt siehst, sind Götter und Göttinnen. Denn es ist ihnen angesagt, daß sie alle, so gar die Nymphen, und daß sie selbst mit ihren Flüssen gegenwärtig seyn sollen. Sie entsetzen sich vor der bewafneten Minerva, die erst kürzlich durch die Werkzeuge des Vulkan, worunter das Beil gehört, aus dem Haupt Jupiters hervorkam. Die Farben ihrer glänzenden Rüstung kann man nicht angeben. Denn so vielfach die Farben sind, von denen der Regenbogen schimmert, eben so vielfach sind die Farben ihrer Waffen. Vulkan sinnt schon darauf, wie er die Göttin sich geneigt mache, denn weil sie bewafnet zum Vorschein kam, ist ihm der Weg abgeschnitten, sich ihrer Gunst durch künstliche Waffen zu erwerben. Jupiter aber keicht vor Freude, gleich denjenigen, die ein schweres Geschäfte, von dem sie großen Nutzen schöpfen, vollendet haben, und betrachtet seine Tochter, und scheint sich auf seine Geburt nicht wenig einzubilden. Auch Juno ist nicht eifersüchtig darüber, sondern freuet sich vielmehr, wie wenn sie selbst die Minerva geboren hätte. Schon opfern dieser neuen Gottheit zwey Völker an erhabenen Orten, die Rhodier und die Athenienser, die eine opfern zu Wasser, die andern zu Land, beyde sind in ihrem Lande selbst entsprungen. Die Rhodier opfern ihr ohne Feuer ein nur halb vollendetes Opfer, von den Atheniensern hingegen steigt ein süßer wohlriechender Rauch in die Höhe, daher begiebt sich Minerva zu den Atheniensern, als dem weisesten Volk, die wissen, was man den Göttern für Opfer bringen muß. — Auf die Insel Rhodos herab soll ein Goldregen gefallen seyn, und ihre Häuser und enge Straßen angefüllt haben, weil Jupiter um ihrer Verehrung der Minerva willen eine Wolke über ihnen zerriß. Auf ihrer Burg sitzt

Plutus, und zwar geflügelt, weil er von den Wolken herabkam, zugleich aber auch golden, weil er in der Gestalt dieses Metalls erschienen ist. Auch sehend ist er gemalt, weil er mit Ueberlegung zu den Rhodiern gekommen ist.

Das acht und zwanzigste Gemälde.

Das Gewebe.

Du bist auf dieses vortrefliche Gemälde gefallen, und erhebst das Gewebe der Penelope, und urtheilst davon, daß ihm nichts fehle, daß der Zettel gut angelegt ist, und daß sie zum Eintrag so schöne Blumen genommen hat, und daß man das Schiflein fast rauschen hört. Penelope selbst weint — mit ihren Thränen zerschmelzt Homer den Schnee *) — und macht wieder auf, was sie gewebet hat **). Betrachte nun auch die Spinne in ihrer Nachbarschaft, ob sie nicht die Penelope übertrift, ja selbst die Seren, deren Gewebe doch so fein und kaum den Augen sichtbar ist. — Dieß ist der Vorsaal eines Hauses, das nicht glücklich ist. Man siehts, daß die Herren vom Hause fehlen. Inwendig ist alles öde und einsam, und keine Säulen stützen es mehr, weil sie theils gesunken, theils umgefallen sind. Daher bewohnen es nur Spinnen, denn diese Thiere machen ihr Gewebe gern in Ruhe. Siehe einmal diese Faden. An diesem hier läßt sie sich auf den Boden herab. Der Maler stellt sie vor, wie sie daran herab und hinauf steigt, oder, wie Hesiod sagt, in der Luft herumfliegt, und im Fliegen sich übt. In die Ecken weben sie ihre Wohnungen, einige platt, andere hohl. Jene

*) Odyssee 19, 204.

**) Hemsterhuis in den Noten zum Lucian, 1 B. S. 387 korrigirt ἃ δη ὑφαίνεν, statt ἃ δίηφ.

Jene dienen ihnen zur Sommerwohnung, diese hingegen weben sie für den Winter. Auch darinnen verdient der Maler Lob, daß er die Spinne mit so vielem Fleiß gemalt, und sie ganz nach der Natur dargestellt, ja so gar ihre häßliche Haut ganz eigentlich geschildert hat. Denn dadurch hat er seine Kunst gezeigt, und daß er der Wahrheit getreu ist. Er hat auch den Faden eben so fein gemalt. Siehe hier dieses Seil, das in den vier Ecken befestigt ist, und zum Grund des Gewebes dienen soll! Um das Seil herum geht ein feineres Gewebe in vielen künstlichen Kreisen. Von dem äußersten biß zu dem innersten sind in gerader Linie gleichsam Seile eingewebt, und stehen gleich weit von einander, als die Kreise. Die Weberinnen wandern auf denselben herum, und spannen die lockern Seile fester an, sie erhalten auch bald den Lohn ihrer Arbeit, und nähren sich von den Fliegen, die sich in ihr Garn verwickelt haben. Daher hat der Maler auch dieß nicht vergessen, ihre Beute zu bemerken. Denn die eine Fliege ist mit dem äußersten Fuß hangen geblieben, die andere mit dem Flügel, die dritte ist schon ausgesogen. Noch zappeln sie und suchen zu entfliehen, und erschüttern das ganze Gewebe, aber durchbrechen es nicht.

Das neun und zwanzigste Gemälde.

Antigone.

Wenn ein Tydeus oder Kapaneus oder Hippomedon und Parthenopäus zu begraben ist, so werden es die Athenienser thun, die deßwegen in den Krieg gezogen sind, um die Leichname ihrer getödteten Bundesgenossen zu retten. Den Polynices hingegen begräbt seine Schwester Antigone. Bey Nacht schleicht sie sich zur Stadt heraus, ungeachtet es verboten ist, daß niemand ihn mit der Erde von demjenigen Land bedecken solle, das er in die Knechtschaft zu stürzen gesucht habe. — Auf dem Feld

erblicken wir nichts als Leichname auf Leichnamen, Pferde, wie sie umsanken, und Waffen, wie sie aus den Händen fielen, und die ganze Erde, zur Freude der Furien mit Blut bedeckt. Unter der Mauer erblickt man sowol die Körper verschiedener Heerführer, die über die menschliche Größe erhaben scheinen, besonders aber den Kapaneus, der einem Riesen nicht nur an Größe, sondern auch in der Todesart gleicht, weil Jupiter ihn erschlug. — Den Polynices, der eben so groß unter den andern Helden liegt, hebt Antigone auf, und begräbt ihn neben dem Eteokles, um die beyden Brüder, so gut es noch möglich ist, zu vereinigen. — Was soll ich dir von der Kunst des Malers sagen, mein Sohn! Das ungewisse Licht des Mondes erhellet die Gegend, Antigone voll Entsetzen will eben bey der Umarmung ihres erschlagenen Bruders in Weheklagen ausbrechen, aber sie unterdrückt ihren Schmerz aus Furcht vor der Wache des Kreon. Sie möchte sich gern umsehen, ob man sie nicht überrascht, allein auf das eine Knie gestützt kann sie auf nichts blicken als auf ihren Bruder. — Dieses Reiß von einem Granatbaum, das die Furien auf den Grabhügel hingepflanzt haben sollen, ist von selbst empor gewachsen. Noch trieft Blut, wenn man etwas davon abbricht. Auch dieses Feuer beym Todtenopfer scheint etwas sonderbares zu haben, denn selbst die Flammen vereinigen sich nicht, sondern die eine Flamme lenkt sich auf diese, die andere auf die andere Seite, und das Feuer selbst deutet damit an, daß beyde Brüder nicht einmal im Grab gerne vereinigt sind.

Das dreyßigste Gemälde.

Evadne.

Der Holzstoß, und die darauf geschlachteten Thiere, und der Leichnam auf dem Holzstoß, der größer ist, als ein anderer menschlicher Körper, und das Frauenzimmer,

das sich mit einem Sprung in das Feuer stürzt, alles dieses bezieht sich auf folgende Geschichte. — Den Kapaneus bestatten seine Anverwandte zu Argos, der, als er schon die Mauer von Theben bestiegen hatte, vom Jupiter getödtet wurde. Du hasts vielleicht von den Dichtern gehört, wie sehr er den Jupiter gelästert hat, und daß er vom Blitz getroffen todt auf die Erde fiel. Als nun auch die übrigen Heerführer bey der Burg Kadmea umgekommen waren, und die Athenienser durch ihren Sieg ihnen das Begräbnis erfochten hatten, so wurde Kapaneus mit eben den Ehrenbezeugungen, wie Tydeus, Hippomedon und andere begraben. Es ereignete sich aber doch ein besonderer Umstand bey seinem Begräbnis. Denn Evadne, seine Gemahlin, hatte beschlossen zu sterben, allein sie durchstößt sich weder mit einem Dolch, noch endigt sie ihr Leben durch den Strick, wie andere Gemahlinnen der Helden, sondern sie stürzt sich ins Feuer, und glaubte, ihrem Mann wäre nicht Ehre genug wiederfahren, wenn sie sich nicht auch selbst auf den Holzstoß würfe. Dieß ist also das Todtenopfer des Kapaneus. — Evadne schmückte sich zu ihrem Tod mit Kränzen aus, so wie man bey andern Opfern den Göttern zu Ehren die Hörner der Opferthiere bekränzt und vergüldet. Ihr Blick ist nicht jämmerlich, sondern, indem sie ins Feuer sich stürzt, scheint sie ihrem Gemahl zu rufen, denn sie hat den Mund geöfnet. Ja ich glaube, sie würde sich für ihren Kapaneus dem Blitz des Jupiter ausgesetzt haben. — — Die Liebesgötter thun hier, was ihnen zukömmt, nemlich, sie zünden den Holzstoß mit kleinen Fackeln an, und glauben, ihre Fackeln nicht dadurch zu entweihen, sondern vielmehr ihr Feuer reiner und heiliger zu machen, weil sie dadurch zwey Seelen, die so schön sich liebten, im Tod vereinigten.

Das ein und dreyßigste Gemälde.

Themistokles.

Ein Grieche in attischer Kleidung redet hier als ein Held und Weiser, unter lauter Wollüstlingen, unter Barbaren. Und zwar redet er zu ihnen von einer wichtigen Sache, wie es scheint, nemlich er ermahnt sie, ihre Sitten zu ändern, und sich nicht mehr so sehr dem Luxus zu ergeben. Die Scene ist mitten in Babylon unter den Persern. Hier ist das persische Feldzeichen, ein goldener Adler auf einem Schild, und der König selbst sitzt hier auf einem goldenen Thron, geschmückt gleich einem Pfauen. Der Maler wollte sich damit kein Lob erwerben, daß er die königliche Hauptbinde oder den Talar, oder die verschiedenen Thiere, mit welchen die Perser ihre Kleider auszuschmücken pflegen, glücklich nachgeahmt habe. Allein wegen seines Goldes müssen wir ihn loben, das er sehr reizend mit denjenigen Farben, die ihm der Künstler gab, dargestellt hat. Auch die Eynuchen sind glücklich getroffen. Der königliche Saal scheint mit Gold belegt zu seyn, denn gemalt ist er nicht. Wenigstens stellt das Gemälde die Arbeit an demselben vor, wie wenn es Bauarbeit wäre. Das viele Rauchwerk in dem Saal glaubt man fast zu riechen, denn bey den Persern ists gewöhnlich, die reine Luft mit solchem Rauchwerk zu verderben. Die königlichen Trabanten unterreden sich von dem griechischen Helden, und bewundern ihn weil sie etwas von seinen Thaten gehört haben. Denn du wirsts gehört haben, daß Themistokles, der Sohn des Neokles, nach seinem vortreflichen Sieg bey Salamin nach Babylon reisete, weil er in Griechenland keine sichere Stätte fand, und sich mit dem König von der Freundschaft, die er dem Xerxes erwiesen hatte, unterredete. Er fürchtet die Perser nicht, und zeigt sich unter ihnen ganz standhaft. Seine Sprache scheint nicht die unsrige zu seyn, sondern die medische, die

er

er gelernt hat. Glaubst du es nicht, so siehe die Zuhörer an, wie sie in ihren Mienen zu erkennen geben, daß sie alles verstehen: oder siehe auch den Themistokles an, der zwar das Ansehen von einem Redner hat, allein sich doch zu besinnen scheint auf die Ausdrücke in einer Sprache, die er erst kürzlich gelernt hat.

Das drey und dreyßigste Gemälde.

Die Palästra.

Die Scene ist Arkadien, und zwar der schönste Theil Arkadiens, den Jupiter so sehr liebt, nemlich Olympia. Noch wurden auf die Ringkunst keine Preise gesetzt, und niemand liebte sie noch, aber bald sollte es geschehen. Denn Palästra, die Tochter des Merkur, die in Arkadien groß gezogen wird, erfindet sie hier; und die Erde freuet sich dieser Erfindung, weil nun die Menschen das Eisen nicht mehr lieben, sondern es bey Seite legen werden. Der Ringplatz wird ihnen nun lieber seyn als das Feldlager, und sie werden zwar kämpfen, aber ohne Waffen. — Die Knaben hier stellen die Ringkunst vor, denn sie hüpfen muthwillig um die Palästra herum, der eine in dieser, der andere in einer andern Stellung, die beym Ringen gewöhnlich ist. Sie müssen wol Kinder der Erde seyn. Denn Palästra — das sieht man an ihrem männlichen Wesen — wird weder heirathen noch gebären. Die Knaben stellen verschiedene Arten des Wettstreits vor, die beste aber unter allen scheint das Ringen zu seyn. — Was die Gestalt der Palästra betrift, so hat sie, neben einem Jüngling gestellt, das Ansehen eines Mädchen, unter den Mädchen hingegen würde man sie für einen Jüngling halten. Ihr Haar ist so kurz, daß man es nicht flechten kann, ihr Auge ist zweydeutig, und ihr Blick scheint weder Liebhaber noch Ringer zu fürchten, und beyden gewachsen zu seyn. Selbst der, der mit ihr

ringt, darf sie nicht anrühren, so gewiß ist sie ihrer Kunst. Sie scheint nur leicht aufzuwallen, wie bey einem weibischen Jüngling. Was weiblich ist, verachtet sie. Daher will sie keine weiße Arme haben, und lobt es nicht an den Dryaden, daß sie vor der Sonnenhitze in den Schatten der Bäume sich retten. Sie scheut die Sonne nicht, da sie in den Thälern Arkadiens wohnt. Daher hat sie die Sonne ganz roth gemalt, und ihr eine lebhafte bräunliche Farbe gegeben. Der Maler hat sie sitzend vorgestellt, und hier viel Kunst bewiesen. Denn sitzende Figuren werfen mehr Schatten. Sie sitzt sehr anständig da, und der Oelzweig auf ihrem Schoos ist für ihre Beschäftigung ganz schicklich. Palästra liebt diesen Zweig, weil er zur Ringkunst ermuntert, und die Menschen seiner sich freuen.

Das vier und dreyßigste Gemälde.

Dodona.

Noch sitzt die goldene Taube, die den Göttterspruch verkündigt, auf der Eiche. Sie verkündigt die Aussprüche des Jupiter. Hier liegt auch das Beil, das Hellus, der den Baum umhauen wollte, geschickt hat. Von ihm kommen die Nachbarn von Dodona her, die Hellen. An der Eiche herum sind Kränze gehängt, weil sie, wie der pythische Dreyfuß, Aussprüche giebt. Einige kommen herbey das Orakel zu fragen, andere zu opfern. Um die Eiche herum steht ein Chor von den Einwohnern Thebens in Egypten, weil sie vorgeben, der güldene Vogel sey bey ihnen gefangen worden, und mithin die weise Aussprüche von der Eiche herab sich zueignen. Die Dolmetscher des Jupiter, von denen schon Homer *) sagt, daß sie mit ungewaschenen Füßen herumgehen, und auf

*) Ilias B. 16. V. 235.

auf der Erde schlafen, haben immer noch ihre Lebensart beybehalten, und begnügen sich mit schlechter Kost. Sie versehen sich mit keinem Vorrath, weil dieß, wie sie sagen, dem Jupiter angenehm ist, daß sie sich mit dem begnügen, was jeder Tag bringt, denn sie sind Priester. Der eine bedeckt die Kapelle mit Lorbeerzweigen, der andere bringt die Gebete vor den Jupiter. Jener legt die Opferkuchen, und dieser die gesalzene Früchte und die Brodkörbe zurecht, ein anderer opfert, und derjenige, der dem Opferthier die Haut abzieht, würde diese Verrichtung keinem andern überlassen. Auf der andern Seite stehen die Priesterinnen von Dodona in einer ehrwürdigen und feyerlichen Gestalt. Sie scheinen von Weihrauch zu duften, und man sieht es ihnen an, daß sie nur das Trankopfer ausgießen. Auch die Gegend umher ist voll des herrlichsten Geruchs und der Götterstimme. In derselben wird auch eine Echo von Erz verehrt, die, wie du siehst, die Hand auf den Mund legt, weil dem Jupiter in Dodona Kessel von Erz geweihet sind, die fast den ganzen Tag ertönen, und nicht eher aufhören, biß sie wieder jemand berührt.

Das fünf und dreyßigste Gemälde.

Die Horen.

Daß die Horen die Pforten des Olymp bewahren, kann man zwar aus dem Homer wissen, und Homer konnte es daher wissen, weil er im Olymp Umgang mit ihnen gehabt hatte. Doch kann mans auch leicht aus andern Gründen schließen, daß jene Verrichtung der Horen der Innhalt dieses Gemäldes ist, denn sie steigen in der ihnen eigenen Gestalt auf die Erde herab, und fassen sich bey den Händen, und deuten dadurch den beständigen Umlauf des Jahrs an. Die weise Erde bringt durch sie alle Früchte des Jahres hervor. Tretet jene Hyacinthen

oder Rosen nicht mit Füßen, möchte ich nicht zu den Frühlingshoren sagen. Denn durchs Niedertreten scheinen sie reizender zu werden, und lieblicher zu duften, als die Horen selbst. Auch zu den Winterhoren möchte ich nicht sagen: Verschonet jene weichen Felder. Denn weil sie zertreten werden von den Horen bringen sie Aehren hervor. Im gelblichten Gewand wandeln sie über die Spitzen der Aehren, ohne sie zu Boden zu treten, noch abzuknicken, sondern sie wandeln so leicht darüber hinweg, daß das Korn nicht einmal gebogen wird. — Ihr Reben, ihr steht deßwegen so schön da, damit die herbstlichen Horen euch eure Trauben abnehmen. Denn ihr dankt es ihnen, daß ihr so schön da steht, und so voll des süßesten Saftes seyd. — Dieß sind die Beschäftigungen der Horen auf dem Gemälde. Sie selbst sind aufs reizendste, und mit göttlicher Kunst geschildert. Denn welch ein Gesang, welch ein Circeltanz, welch eine Kunst, sie so vorzustellen, daß uns keine den Rücken bietet, sondern gegen uns zu kommen scheint. Ihr Arm ist aufgehoben, das Haar flattert frey umher, die Wangen glühen durch den Tanz, und die Augen tanzen mit. Leicht dürfte dieses Gemälde zu einer Fabel Gelegenheit geben. Der Maler, könnte man sagen, begegnete den Horen, und wurde durch ihren Anblick so gerührt, daß er sie malen mußte. Aber die Göttinnen warnten ihn, sie nicht zu malen, wenn er sie nicht wirklich als Horen *) malen könne.

*) Eine Anspielung auf das griech. ὥρα.

Ende des zweyten Buchs.

Des
jüngern Philostratus
Beschreibung
einer
Gemälde-Gallerie.

Gemälde in der Beschreibung des jüngern Philostrat.

Einleitung.
1. Achill auf Scyrus.
2. Marsyas.
3. Die Jäger.
4. Herkules oder Achelous.
5. Herkules in Windeln.
6. Orpheus.
7. Medea in Kolchis.
8. Die Spieler, Amor und Ganymed.
9. Pelops.
10. Pyrrhus oder die Mysier.
11. Die Argo oder Aeetes.
12. Hesione.
13. Sophokles.
14. Hyacinth.
15. Meleager.
16. Nessus.
17. Philoktet.

Des jüngern Philostratus Beschreibung einer Gemälde-Gallerie.

Einleitung.

Wir wollen es nicht für unmöglich halten, die alten Künstler zu erreichen, und daher die Künste, die unsterblich seyn können, nicht untergehen lassen. Wir wollen, die Alten zu erreichen, nicht verzweiflen, und unsere Trägheit nicht durch einen scheinbaren Vorwand beschönigen, sondern vielmehr ihnen, so viel möglich, nacheilen. Es wird ein großer Ruhm seyn, beym Ziel einzutreffen. Treffen wir aber auch nicht ein, so wird man wenigstens das an uns rühmen, daß wir uns bemühet haben, etwas großes zu erreichen.

Wozu dieses Vorspiel? — Mein Großvater von mütterlicher Seite, der einerley Namen mit mir hatte, hat eine Gemälde-Sammlung mit vielem Fleiß beschrieben, und zwar in einer Sprache, die sehr attisch und wohlklingend ist, und viele Zierlichkeiten hat. Da ich nun in seine Fußstapfen zu treten gesonnen bin, so habe ich nöthig gefunden, einen Eingang von der Malerey vorauszuschicken,

schicken, damit man weis, nach welchen Grundsätzen aufgestellte Malereyen zu beurtheilen sind.

Die Malerey ist in der That die vortreflichste Kunst, und sie beschäftigt sich mit keinen Gegenständen, die nicht unsere Hochachtung verdienten. Denn wer diese Kunst mit Glück ausüben will, der muß die menschliche Natur genau erforscht haben, und muß mit den Kennzeichen eines jeden Charakters, so gar stummer Personen, bekannt seyn. Was in den Zügen der Wangen, was in dem Blick der Augen liegt, was die Augenbraunen verrathen, muß er alles wissen; mit einem Wort, die ganze sittliche Natur muß ihm bekannt seyn. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, wird er alles umfassen, und seine Hand wird jede Geschichte glücklich nachbilden. Er wird einen Rasenden, einen Zornigen, einen Tiefdenkenden, einen Frölichen, einen Heftigen, einen Liebenden, jeden wird er mit den ihm eigenen Zügen vorstellen. Er täuscht uns auch auf die angenehmste und unschädlichste Art. Denn gegenwärtig seyn bey Geschichten, die nicht wirklich vor uns vorgehen, und von ihnen gerührt werden, wie wenn sie wirklich vorgiengen — wie unschädlich ist das, und zu gleicher Zeit, wie reizend! — Unsere weise Vorfahren haben auch in der Malerey gleichsam Gesetze aufgestellt, wie die Glieder sich gegen einander verhalten müssen. Daher ist es nicht erlaubt, sich in der Malerey von der Begeisterung allein die Hand führen zu lassen, sondern sie ist durch die Gränzen der Symmetrie eingeschränkt. Denn die Natur, die in ihren Bewegungen immer regelmäßig ist, läßt nichts zu, was außerhalb ihrer Gränzen liegt, oder mit ihrem gewöhnlichen Maas nicht übereinkömmt.

Betrachtet man die Malerey noch ferner, so wird man finden, daß sie mit der Dichtkunst dadurch verwandt ist, daß beyde einerley Art der Vorstellung haben. Wenn die Dichter einen Gott auf den Schauplatz treten lassen, so führen sie ihn mit allem Pomp, mit aller Würde und

auf

auf eine solche Art ein, die das Herze rühren muß. Eben so tragen die Maler das, was die Dichter sagten, auf ihr Gemälde auf. — Doch was ist es nöthig, von einer Sache, von der schon so viele geredt haben, mehreres zu reden, und mir den Vorwurf zuzuziehen, ich lobe etwas, das schon genug gelobt worden ist? Das Gesagte mag schon hinreichend seyn zu zeigen, daß diese Arbeit, Gemälde zu erklären, nicht geringgeschätzt zu werden verdiene.

Als ich jüngst Gemälde von einer vortreflichen Hand vorfand, auf welchen Geschichten des Alterthums mit vieler Kunst vorgestellt sind, so konnte ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. — Damit aber die Beschreibung nicht in einem fortgeht, wollen wir uns jemand denken, dem ich die Schönheiten eines jeden zergliedere, damit auf diese Art der Vortrag angenehmer und lebhafter wird.

Das erste Gemälde.

Achill auf Scyrus.

Die Heldin dort mit den Haaren von Schilf — du siehst sie doch unten an dem Berge! — die eine so volle Figur und ein himmelblaues Gewand hat, diese stellt die Insel Scyrus vor, die der göttliche Sophokles die windigte nennt. Sie hat einen Oelzweig, und den Schößling einer Rebe in der Hand. Was den Thurm am Fuß des Gebirges betrift, so halten sich hier die Frauenzimmer des Lykomedes auf, und bey ihnen ist auch das vermeynte Mädchen, das Thetis unlängst geschickt hat. Denn sie hatte von ihrem Vater Nereus erfahren, daß das Schicksal dem Achill zwey Wege vorgelegt habe, entweder lang, aber unberühmt, oder kurz zu leben, aber desto berühmter zu werden. Daher verbarg sie ihren Sohn bey den Töchtern des Lykomedes, und alle hielten ihn für ein Mädchen, biß auf die älteste, die heimlich in ihn

verliebt war. Bald wird die Zeit ihrer Niederkunft herannahen, und sie den Pyrrhus gebären. Doch das ist hier nicht vorgestellt. — Vor dem Thurm liegt eine Wiese, derjenige Ort der Insel, der den Mädchen Blumen im Ueberfluß darreicht. Siehst du, wie sie sich hin und her zerstreuen, um Blumen zu pflücken. Alle sind vorzüglich schön und verrathen durch ihre ungekünstelte Blicke, durch die Farbe ihrer Wangen, und durch ihre Hastigkeit nach allem, ihr Geschlecht. Jene, die das Haar aufgebunden hat, und eine mit Kühnheit vermischte zärtliche Bildung zeigt — diese wird bald erkannt werden, und aufhören, die Rolle zu spielen, die sie, von der Noth gedrungen, annahm. Denn bey den Griechen ist die geheime Anstalt der Thetis bekannt geworden, und daher wird Diomed mit dem Ulyß nach Scyrus gesandt, um zu erforschen, wie sich die Sache verhält. Siehst du beyde, jenen, dessen Augen die Verschlagenheit und das viele Nachsinnen so tief eingedrückt hat, und diesen, den Sohn des Tydeus, der zwar auch klug, aber doch noch mehr ein Mann von Entschlossenheit und Thätigkeit zu seyn scheint. Hinter ihnen steht einer, der mit der Kriegstrompete blasen muß. Was ist denn nun der Gedanke des Gemäldes? Der weise Ulyß, der auch das verborgenste erforschen kann, macht hier Anstalten, den Achill zu entdecken. Denn auf die Wiese hin warf er Blumenkörbe und andere Sächelgen, die dem Frauenzimmer angenehm sind, zugleich aber auch eine Waffenrüstung. Die Töchter des Lykomeds liefen nach demjenigen hin, was ihnen am angenehmsten war. Der Sohn des Peleus hingegen überläßt die Körbe und Spinnroken den Töchtern des Lykomed, er selbst aber eilt zu den Waffen hin, und wird dadurch als ein Mann erkannt. Der junge Pyrrhus*), nicht schmutzig, wie andere junge Hirten, und nicht ungesittet gleich ihnen, sondern schon als

*) Dieses Gemälde ist der Pendant zum vorhergehenden.

als Soldat, steht da auf seinen Spieß gelehnt, und nach dem Schif hinsehend. Sein Kleid ist von Purpurfarbe, das auf der rechten Schulter zusammengeheftet, von der linken Hand aufgefaßt wird. Das weiße Unterkleid geht biß über die Knie. Sein Blick ist zwar fürchterlich, doch nicht so, wie wenn er wirklich ins Treffen zöge, und seine Wuth nur noch zurückhielte, und über jeden Verzug sich ärgerte. Er sinnt über die Thaten, die er bald vor Ilium ausführen will. Jetzt noch hängen seine Haare ruhig über die Stirne herein. Wird er aber in die Schlacht ausziehen, und der Körper an jeder Leidenschaft der Seele Antheil nehmen, so werden die Haare bald in Unordnung gerathen. Die Ziegenheerden, die hier ganz frey herum hüpfen, und die zerstreute Heerden von Kühen, und die in die Mitte nebst dem Hirtenstab hingeworfene Keule haben diese Bedeutung. Er zürnt auf seine Mutter und auf seinen Großvater, daß er so lang auf der Insel bleiben soll. Denn nach dem Tode des Achill hatten sie es beschworen, aus Furcht, Pyrrhus möchte das nemliche Schicksal haben, ihn nicht zu entlassen. Daher hütet er nun die Heerden von Ziegen und Kühen, und wirft die Stiere, die zur Rechten am Berge weiden, auf den Rücken, wenn sie seine Heerde beleidigen. — Da aber die Griechen ein Orakel erhielten, Troja sey nicht anders, als durch einen Aeaciden zu erobern, so schickten sie den Phönix nach Scyrus, um den Sohn Achills abzuholen. Nach seiner Anländung begegnete er dem jungen Pyrrhus, ohne von ihm gekannt zu seyn, noch ihn zu kennen. Nur schloß er aus seiner Schönheit und körperlichen Lebhaftigkeit, es sey der Sohn Achills. Diese Eigenschaften verriethen ihn wider den Willen des Lykomedes und der Deidamia. Dieß ist der Innhalt dieses kleinen Gemäldes, das so gemalt ist, daß ein Dichter auch Stof zu einem Lied darinnen fände.

Das zweyte Gemälde.

Marsyas.

Besiegt ist der Phrygier, und macht nun eine klägliche Miene, weil er weis, was ihm bevorsteht. Er glaubts nun, daß er zum letzten mal auf der Flöte werde gespielt haben, weil er zu seinem Unglück in einen Wettstreit mit dem Sohn der Latona sich eingelassen hat. Weggeworfen hat er die verachtete Flöte, und will nun um so weniger mehr flöten, da er in der Kunst zu flöten überwunden worden ist. Hier steht er an der Fichte, an welche er bald, wie er selbst weis, wird angebunden werden. Denn er hat das Urtheil gegen sich selbst ausgesprochen, Apoll solle, wenn er ihn überwände, einen Schlauch aus seiner Haut machen. Nur so von der Seite blickt er den Scythen an, der ihm mit dem Messer sich nähert. Und der Scythe, ein Mann mit ungekämmten Haaren, von rauhem Ansehen, blickt fürchterlich auf den Marsyas. Seine Wange ist roth, und die Augenbraunen, die gleich über den Augen liegen, sind zum Grimm zusammengezogen, und geben ihm das Ansehen eines Zornigen. Er steht da mit aufgesperrtem Mund, entweder aus Freude über das, was er thun soll, oder weil sein Herz zum Mord sich aufschwellt. Apoll ist an einen Felsen hingelehnt gemalt. Seine Lyra liegt zu seiner linken Hand, die ganz leicht auf derselben ruht, wie wenn er darauf klimperte. Siehe nur, mein Sohn! wie nachlässig hingestreckt er da liegt! und bemerke das Lächeln in seinen Zügen! Die Rechte liegt auf seinem Schooße, und hält das Stäbchen *), aber nur ganz leicht, aus Freude über den erhaltenen Sieg. Du siehst hier auch den Fluß, der den Namen des Marsyas erhalten wird. Bemerke auch das Chor der Satyren, wie sie das Schicksal des Marsyas

*) Πηκτις.

syas beklagen! Allein aus ihren kläglichen Mienen blickt doch zugleich ihr Muthwillen und ihre hüpfende Ausgelassenheit hervor.

Das dritte Gemälde.

Die Jäger.

Was sagst du von diesem Gemälde, das die von der Jagd zurückkommenden Jäger vorstellt? Wie sie aus einer hellen und angenehmen Quelle das durchsichtige Wasser schöpfen! Um die Quelle her ist Wald, ein Werk der weisen Natur! Sie hat Vorrath genug, und bedarf der Kunst nicht, denn sie selbst hat der Kunst das Daseyn gegeben. Was fehlt denn noch zu diesem Schatten hier? Diese wilden Weinreben, die an den Bäumen hinaufkriechen, haben ihre Früchte vereinigt, und gleichsam in einen Strauß gebunden. Diese Milax und dieser Epheu, die hier beysammen, dort einzeln stehen, haben diesen Platz dicht bedeckt, und machen ihn weit angenehmer, als es die Kunst thun kann. Der Chor der Nachtigallen, und der Gesang der andern Vögel erweckt uns, mit dem Sophokles in jener so süßen Stelle *) auszurufen:

Hier stimmt die schnellbeschwingte
Nachtigall reizende Lieder an!

Die Jäger sind muntere und tapfere Männer. Noch athmen sie Jagdgeist, der eine erholt sich auf diese, der andere auf eine andere Art. Wie deutlich und reizend hat der Maler alles ausgedrückt! und wie kann man eines jeden Beschäftigung so genau unterscheiden! Sie lagern sich auf die in der Eil zusammengeknüpfte Netze, und fangen nun an, von ihren Thaten auf der Jagd zu erzählen. Ihrer sind fünfe. Siehst du hier den mittelsten, wie er sich erhebt,

*) Oedipus Kol. v. 27.

hebt, und zu denen, die oberhalb sitzen, wendet, um ihnen, wie mirs scheint, zu erzählen, was er für eine Heldenthat gethan, und daß er eins von den Thieren zuerst erlegt habe. — Die Thiere, ein Hirsch und ein Schwein, liegen vor ihnen, mit dem Jagdgarn umgeben, das an der Eiche fest gemacht ist. — Scheint dir der Mann nicht stolz auf seine That, und vergnügt darüber zu seyn? Die andern sehen den Erzählenden mit unverwandten Augen an. — Der eine beugt sich auf das Lager zurück in einer ruhenden Stellung, und scheint im Begrif zu seyn, auch etwas von seiner Jagdgeschichte zu erzählen. Die auf dem andern Flügel *) schmausen. Der nächste an dem mittelsten hält in der einen Hand einen halbvollen Becher, schwingt die Rechte um sein Haupt, und scheint ein Lied auf die Diana zu singen. Der **) sieht seinen Diener an, und befielt ihm, fleißig einzuschenken. Der Maler hat als ein Mann, der über seine Kunst dachte, mit der äußersten Genauigkeit gemalt. Denn wenn man alles untersucht, wird man finden, daß er selbst an den Dienern nichts vergessen hat. Der eine sitzt auf dem Stamm eines abgehauenen Baums, in eben dem Habit, in welchem er der Jagd beygewohnt hat, und speißt aus seiner Weidtasche. Von seinen zwey Hunden frißt der eine vor ihm ausgestreckt, der andere steht auf den hintern Füßen, reckt den Hals in die Höhe, und faßt auf, was man ihm vorwirft. — Ein anderer Diener hat ein Feuer angemacht, und stellt in großer Eile Gefäße hin, die zum Kochen brauchbar sind, und füllt sie mit Speise biß oben an. Der Weinschlauch liegt so bequem da, daß jeder, der will, seinen Becher aus ihm füllen kann. Der eine von den

*) Der Maler hat die fünf Jäger in zwey Gruppen abgetheilt, drey zusammen, und wieder zwey; jene erzählen, diese schmausen.

**) Der fünfte.

den Dienern macht den Vorschneider, und giebt sich Mühe, die Portionen gleich groß zu machen. Der andere empfängt das Vorgeschnittene, und ermahnt seinen Kameraden, die Theile gleich zu machen. Denn wenn dieses auf der Jagd nicht beobachtet wird, so hat man kein Glücke.

Das vierte Gemälde.

Herkules oder Achelous.

Du fragst mich vielleicht, was dieser auf dem Rücken röthliche Drache, dessen Blick so fürchterlich scheint, und der so sehr in die Höhe sich bäumt, und den Kamm empor wirft, so, daß man ihn nicht ohne Schauer ansehen kann, — mit dem muntern Pferde, von so schöner Mähne, das mit dem Fuß die Erde stampft, wie wenn es ins Treffen gienge — was jener Drache mit dem Pferde und mit dem Halbmenschen hier in wilder Gestalt zu thun hat. Das Gesicht des Menschen gleicht einem Stier, der Bart ist rauh, und Wasserquellen triefen aus demselben herab. Eine Menge Volks strömt zum Zuschauen herbey. In der Mitte derselben steht eine jungfräuliche Nymphe — wie man aus ihrem Putz sehen kann — und ein alter Mann, der sehr betrübt ist, ein Jüngling, der die Löwenhaut abgelegt hat, und nur noch seine Keule in der Hand hält, nebst einer unfreundlichen Heldin, die nach arkadischer Art mit Fichtenlaub bekränzt ist. Die Leute sind, glaube ich, aus Kalydon. — Was ist denn aber nun der Innhalt des Gemäldes? Achelous, der Fluß, liebt Deianira, die Tochter des Oeneus, und verlangt sie zur Gemählin, sie aber will nicht. Daher verwandelte sich Achelous in allerhand Gestalten, um den Oeneus, wie er dachte, zu schrecken. Dieß ist eben der, der auf dem Gemälde wegen seiner Tochter so traurig da steht. Sie selbst würdigt ihren Freyer keines Blicks.

Denn sie steht nicht mit schamhaften Augen da, sondern ganz furchtsam, was ihr bey der Ankunft des Drachen wiederfahren soll. Allein Herkules, den der Weg von ungefähr daher führte, läßt mit dem Drachen in einen Kampf sich ein. So viel von dem, was vor dem Kampfe geschieht! Siehe nun weiter, wie sie ihn angefangen haben! Schon dem Anfang nach muß man den Kämpfer für einen unerschrockenen Helden, und für einen Göttersohn halten. Aber gegen das Ende desselben verwandelt sich Achelous in einen gehörnten Stier, und rennt auf den Herkules loß, der mit der linken Hand das rechte Horn des Stiers faßt, und das andere mit der Keule ihm abschlägt. Daher strömt Blut von ihm, nicht Wasser, und er ist besiegt; Herkules vergnügt über seine That betrachtet nur Deianira. Er hat die Keule auf die Erde geworfen, und reicht ihr das Horn des Achelous zum Unterpfand der Ehe.

Das fünfte Gemälde.

Herkules in Windeln.

Unbeschädigt spielst du hier, Herkules, und lachst des Kampfs, schon als ein Kind! Die Schlangen, die Juno wider dich ausgeschickt hat, ergreifst du, die eine mit dieser, die andere mit der andern Hand, und kehrst dich nicht an das Geschrey deiner Mutter, die vor Schrecken ganz außer sich da steht. Schon hast du sie todt auf den Boden hingestreckt. Sie neigen ihr Haupt unter der Hand eines Kindes, und zeigen einen Theil der Zähne, die scharf und Giftvoll sind. Ihre Kämme sind ganz welk, ihre Augen geschlossen, ihre Schuppen glänzen nicht mehr von Gold und Purpur so wie sonst, wenn sie sich hin und her bewegten. Denn nun haben sie die glänzende Farbe verloren, und ihre gelbe Haut ist mit Blut bespritzt. — Betrachtet man die Alkmena, so scheint sie

zwar von ihrem Schrecken sich zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen noch nicht zu trauen. Das Schrecken riß sie von ihrem Lager auf. Du siehst, wie sie hier unbedeckt, nur in ihrem Unterkleide, mit fliegenden Haaren, aus dem Bette aufsprang, die Hände ausstreckt, und schreyet. Die Sklavinnen, die gegenwärtig waren, als sie den Herkules gebar, reden einander ganz bestürzt an. — Jene bewafnete Leute, und auch dieser mit dem bloßen Schwerd, sind tapfere Thebaner, die dem Amphitruo zu Hülfe gekommen sind. Er selbst eilt auf die erste Nachricht herbey, um Hülfe zu leisten. Ob er staunt, oder sich freuet, weis ich nicht. Die eine Hand ist zum Hieb aufgehaben, aus den Augen aber leuchtet Unentschlossenheit hervor, weil er zum Retten zu späte kam, und er sieht, daß ihm diese Geschichte nur ein Orakel aufklären kann. Deßwegen steht auch Tiresias da, um ihm zu verkündigen, welch ein Held das neugeborene Kind werden würde. Er ist ganz begeistert gemalt, und keicht nach Art der Wahrsagenden. Auch die Nacht, in welcher dieses alles geschehen ist, ist in menschlicher Gestalt beygemalt, und hält eine Fackel in der Hand, damit nichts bey dem Kampf des jungen Herkules unbemerkt bleibe.

Das sechste Gemälde.

Orpheus.

Daß Orpheus, der Sohn der Kalliope, mit seiner Musik auch leblose Geschöpfe begeistert habe, melden uns nicht nur die ältesten Erzählungen, sondern auch dieses Gemälde zeugt davon. Nahe bey ihm stehen als seine Zuhörer ein Löwe und ein Schwein, ein Hirsch und ein Hase, der vor dem Löwen sich nicht fürchtet. Alle Thiere überhaupt, denen der Löwe sonst auf der Jagd gefährlich ist, scheinen gleichsam einen Stillstand mit ihm,

und er mit ihnen gemacht zu haben. Auch diese Vögel hier verdienen bemerkt zu werden. Denn nicht nur die Gesangvögel, die unsere Hayne, sondern auch diejenigen, die fast keine Stimme haben, z. E. die Dohle, die Krähe und selbst der Vogel des Jupiter hören seinem Gesang aufmerksam zu. Der Adler schwingt seine beyden Flügel, und hat seine Augen fest auf den Orpheus gerichtet. Die andern aber haben den Mund fest geschlossen, welches ein Zeichen ist, daß er sie ganz bezaubert hat. Wölfe und Schafe stehen dort unter einander, beyde ganz erstaunt. Doch der Maler hat etwas noch kühneres gewagt. Denn Bäume mit den Wurzeln zieht er aus der Erde heraus, führt sie ihm als Zuhörer zu, und stellt sie um ihn herum. Fichten und Cypressen und Erlen und dieser Pappelbaum und viele andere Gattungen von Bäumen stehen um ihn herum, und geben sich die Zweige, gleich als ob es Hände wären. Ohne einen Schein der Kunst bauen sie gleichsam einen Schauplatz um ihn her, auf welchem theils die Bäume gleich Zuschauern herumsitzen, theils er selbst in dem Schatten spielt. Er sitzt da mit einem aufkeimenden Bart, der sich an den Wangen herab zieht. Auf dem Haupte hat er eine von Gold glänzende Tiare, die in die Höhe geht. Sein Auge, das Verstand verräth, ist feurig, und hat so viel göttliches, daß man sieht, alle Gedanken dieses Mannes sind nur auf die Wissenschaft von den Göttern gerichtet. Er scheint eben jetzt zu singen, und die Augenbraunen verrathen den Innhalt des Gesangs. Denn sie verändern sich mit den Gedanken des Lieds. Auf dem linken Fuß, der sich auf die Erde stützt, ruht die Zitter, der rechte giebt den Takt auf dem Boden. Von den Händen hält die rechte das Stäbchen, und schwebt über den Tönen. Der Ellenbogen liegt auf, und die Finger sind einwärts gekrümmt, die Linke aber schlägt mit geraden Fingern die Saiten. — Aber wider dich, o Orpheus, wird eine unsinnige

That verübt werden, jetzt bändigst du Thiere, und rührst so gar die Bäume: aber den thracischen Weibern wird deine Musik nicht gefallen, und sie werden den Körper desjenigen zerreißen, dessen Stimme so gar die Thiere mit Vergnügen gehört haben.

Das siebente Gemälde.

Medea in Kolchis.

Wer ist diejenige, die die Augenlieder so fürchterlich aufreißt? In ihren Augenbraunen sitzt Nachdenken. Ihre Haare sind nach Art der Priesterinnen aufgesetzt. Ihr Auge verräth, ich weis nicht, Liebe oder Begeisterung, sie selbst aber zeigt einen unerschütterten Muth. — Hieraus erkennt man sie als eine der Heliaden, und zwar, wie ich glaube, ist es Medea, die Tochter des Aeetes. Denn als Jason mit seinem Schif in den Phasis eingelaufen war, um das güldene Vließ zu erobern, und in die Stadt des Aeetes kam, verliebte sich Medea in ihn, und fiel auf einen ungewöhnlichen Anschlag. Ihre wahre Leidenschaft kann ich hier nicht errathen, sie scheint aber in einer heftigen Bewegung, und in einem quaalvollen Zustande zu seyn. Sie ist nicht als Zauberin oder in dem Umgang mit höheren Geistern gemalt, sondern so, wie sie öffentlich erschien. — Jason hat zwar die Gestalt eines Jünglings, doch verräth er auch viele Stärke. Sein Auge ist ernsthaft, und die Augenbraunen über denselben zeugen von einem hohen Geist, der alles, was ihm im Wege steht, nicht achtet. Hin und wieder kriecht der junge Bart hervor, und sein gelbes Haar schwimmt auf der Stirne. Er ist in ein weißes Gewand gehüllt, über den Rücken hängt eine Löwenhaut, und an den Fuß ist der Halbstiefel angebunden. Da steht er auf seinen Spieß gestützt. Sein Ansehen ist weder stolz — denn er ist bescheiden — noch

demüthig — denn er verspricht sich einen gewissen Sieg. — Amor mischt sich in diese Geschichte, und steht hier auf seinen Bogen gelehnt, mit über einander geschlagenen Füßen. Die Fackel hält er gegen die Erde, weil die Liebe noch nicht gekrönt ist.

Das achte Gemälde.

Die Spieler, Amor und Ganymed *).

In dem Vorhof Jupiters spielen Amor und Ganymed, wenn ich anders diesen an seiner Tiare, und jenen an seinen Köcher und Bogen recht kenne. Sie spielen beyde mit Würfeln. Der eine ist voll Uebermuth, und bläht sich auf, der andere hingegen hat von den zweyen ihm noch übrigen Würfeln mit dem einen verloren, und den andern wirft er so hin, daß man sieht, er erwarte auch mit demselben kein besseres Glück. Denn seine Wange ist traurig, und der Blick seiner Augen, so reizend er ist, verräth eine tiefe Traurigkeit. — Wer die drey Göttinnen sind, die neben ihnen stehen, brauche ich nicht zu sagen, weil man sie kennt. Denn die Minerva ist gleich kenntlich an der ihr eigenen Rüstung, an den blauen Augen, die unter dem Helm hervorblicken, und an der röthlichen Wange, voll männlichen Muths. Die andere entdeckt sich, außer dem zauberischen Gürtel, durch ihr reizendes Lächeln auch in dem Gemälde. Daß die dritte Göttin Juno ist, sieht man an ihrem feyerlichen, majestätischen Ansehen. Was wollen sie denn nun, und warum haben sie sich mit einander hieher begeben? — Jason hat mit den funfzig Argonauten den Bosporus und die Symplegaden

*) Dieses Gemälde ist die Suite des vorhergehenden, hat aber die Ueberschrift nur von einem kleinen und gelegentlichen Theil des Innhalts, und sollte eigentlich, Amor in Kolchis, oder — wie man will, überschrieben seyn.

den durchschift, und in Kolchis angeländet. Siehst du den Fluß, wie er zwischen dem tiefen Schilf mit einer trotzigen Miene hervorblickt. Seine Haare sind wild, sein Bart unordentlich, und seine Augen grau. Da er die Menge seines Wassers nicht aus einer Urne, wie gewöhnlich, herausgießt, sondern da es überall herausbricht, so kann man daraus schließen, wieviel Wasser er dem Meere mittheilt. — Die Absicht der Schiffahrt, nemlich das goldene Vließ zu holen, wirst du selbst von den Dichtern vernommen haben. Denn auch Homer redet von der Argo. Die Argonauten sinnen auf nichts als auf die Ausführung ihres Unternehmens. Die Göttinnen aber, auf die Erhaltung der Helden bedacht, kommen hier zum Amor, ihn zu bitten, er möchte Medea, die Tochter des Aeetes, mit seinen Waffen angreifen. Zur Belohnung verspricht ihm seine Mutter einen Spielball aus dem Spielzeug Jupiters. — Bemerkst du auch die Kunst, mit welcher das Gemälde ausgeführt ist? Der Ball ist von Gold, aber die Nath daran muß man sich nur denken, sehen kann man sie nicht. Die Streifen sind himmelblau. Wirft man ihn in die Höhe, so schimmert er wie ein Stern. Nun achtet Amor der Würfel nicht mehr, sondern wirft sie hin, und hängt sich an seine Mutter an, und will das Geschenke gleich haben, und versichert, das Werk auszuführen.

Das neunte Gemälde.

Pelops.

Der Held mit der in die Höhe stehenden Tiare und dem lydischen Gewand, der auf seinem mit vier Pferden bespannten Wagen über das feste Land dahin fahren will, ist Pelops, der kühne Regierer des Wagens. Einst fuhr er so gar, weils Neptun ihm erlaubte, über das hohe Meer, und flog über den Rücken des stillen Gewässers dahin, ohne die Axe und Räder naß zu machen. Sein Blick

ist

ist scharf, und sein gerader Nacken zeugt von seinem muthigen Geiste. Seine hohen Augenbraunen kündigen es an, daß der Jüngling den Oenomaus verachtet. Denn er ist stolz auf seine Pferde, die den Hals hoch tragen, und weite Nasenlöcher, einen hohlen Huf, schwarze Augen und viel Feuer haben, und ihre starke Mähnen, wie es Meerpferde zu thun pflegen, am schwarzen Halse schütteln. Nahe dabey ist Hippodamia. Schaamröthe färbt ihre Wangen. Sie ist nach Art der Nymphen gekleidet, und blickt den Fremdling mit Augen an, die seinen Muth noch mehr erhöhen müssen. Denn sie liebt ihn, und haßt hingegen ihren Vater, der auf die Siegeszeichen, die du hier siehst, stolz ist, nemlich auf diese Köpfe, die an dem Vorhof herumhängen, und an welchen die Zeit es bezeichnet hat, wie jeder umgekommen ist. Denn Oenomaus hat jeden ankommenden Freyer seiner Tochter getödtet, und freuet sich, daß ers noch zeigen kann, wie er jeden getödtet hat. Die Schatten der Getödteten schweben über den Häuptern herum, und beklagen, daß sie in den Kampf sich einließen, und freuen sich nun, daß auch Pelops, unter der Bedingung des Kampfs, um die Tochter freyet. Denn sie wissen, daß er bestimmt ist, sie von ihrem Vater zu befreyen. — Myrtilus, der Gefährte des Pelops, weis von der Bedingung. Nicht weit davon steht Oenomaus. Sein Wagen ist zum Rennen bereit, und der Spieß liegt über demselben, womit er den eingeholten Jüngling tödten will. Oenomaus aber thut seinem Vater, dem Mars, ein Gelübde, und eilt mit wilden Blicken, die den Tod drohen, dem Myrtilus nach. Amor aber zerbricht die Axe des Wagens, aber ganz traurig, und deutet damit an, theils, daß die Tochter mit ihrem Liebhaber gegen ihren Vater sich vereinigt hat, theils daß dem Hause des Pelops ein widriges Schicksal bevorsteht.

Das

Das zehnte Gemälde.

Pyrrhus, oder die Mysier.

Die Thaten des Eurypylus und Neoptolem preißt das Chor der Dichter, und sagt von ihnen, daß sie ihren Vätern ähnlich, und Männer von tapferer Faust waren. Eben dieses sagt dieses Gemälde. Denn da das Schicksal alle Tapferkeit der Erde gegen eine Stadt aufgefordert zu haben schien, so kamen einige nicht ohne Ruhm um. — Denn als Kinder der Unglücklichen, kann man mit dem Homer*) sagen, traf sie irgend ein Held in seinem Wege an. — Andere aber, die selbst tapfer waren, wurden wieder von tapfern getödtet. Von andern Helden reden andere Denkmale, jetzt wollen wir diejenigen betrachten, die hier vor uns stehen. — Diese Stadt hier ist Ilium, die Stolze, wie Homer sie nennt. Um sie her geht eine Mauer, an die selbst Götter Hand anzulegen nicht verschmäheten. Hier auf den beyden Seiten stehen die Schiffe, und hier ist auch der enge Hellespont, der Europa von Asien scheidet. Das in der Mitte liegende Feld trennt der Fluß Xanthus, der hier nicht gemalt ist, wie er aufschäumt, oder wie er gegen den Achill sich ergießt, sondern er läuft in seinem Bette ruhig fort, und Lotus, Schilf und zarte Binsen beschatten ihn. Er scheint vielmehr zu liegen, als sich zu erheben. Um nicht größer zu werden, als gewöhnlich, stämmt er gegen seine Quellen den Fuß, über den das Wasser wegspült. Der Fluß ist also in seiner ordentlichen Größe. An seinen beyden Ufern haben sich die Mysier, als Hülfsvölker der Trojaner, gelagert. Die Trojaner sind schon ganz müde, diejenigen hingegen, die noch so frisch sind, sind die Gefährten des Eurypylus. Du siehst, wie jene ruhen. Denn sie haben es sich von dem Eurypylus ausgebeten, und Eurypylus verlangte

*) Homer Il. 6 Buch, v. 127.

langte es selber. — Sie freuen sich, daß ihre Bitte gewährt wurde. — Die Mysier hingegen sind noch munter und voll Feuers. Die griechischen Völker sind in eben dem Zustand, in welchem die Trojaner sind, ausgenommen die Myrmidonier, denn sie sind thätig, und um den Pyrrhus herum immer in Bewegung. Was die Jünglinge betrift, so zeichnet sie eine besondere Schönheit des Körpers aus, weil er in eine Waffenrüstung eingehüllt ist, allein sie sind sehr groß, und ragen über die andern hervor. Auch sind sie alle von fast gleichem Alter. Ihr Blick ist lebhaft, und verräth schnelle Ausführung einer That. Denn unter den Helmen blickt jeder muthig hervor, und sie sind in Bewegung, gleich ihren Federbüschen auf den Helmen. Auch erlaubt ihnen ihr Muth nicht, so stillschweigend ins Treffen zu ziehen. Ihre Waffen haben sie noch von ihren Vätern geerbt. Doch hat Eurypylus keine Waffen eines berühmten Helden, sie werfen aber doch, wie er sich wendet, einen Glanz von sich, gleich dem Regenbogen. — Allein die Waffen des Pyrrhus sind vom Vulkan gearbeitet, und Ulyß hatte sie ihm abgetreten, weil er seinen Sieg verwünschte. Wer sie recht betrachtet, der wird finden, daß die Beschreibung des Homer aufs glücklichste ausgedrückt ist, und daß der Künstler nichts davon vergessen hat *). Denn man wird hier, ohne weitern Unterricht, die Erde und das Meer und den Himmel gleich entdecken. Denn das Meer erkennt man gleich an der Farbe, die ihm der Künstler gegeben hat, jene Städte aber und alle das übrige zeigen die Erde an. Doch hiervon will ich dir gleich mehr sagen. — Wo der Himmel ist, siehst du hier an dem unermüdeten Sonnenball und an dem Glanz des Vollmondes. Vielleicht hörst du gerne von mehreren Gestirnen etwas erzählen, wenigstens giebt dir ihre verschiedene Gestalt

*) Die folgende Beschreibung ist aus dem 18ten Buche der Ilias, oft fast wörtlich genommen.

stalt Gelegenheit, darnach zu fragen. — Dieß sind die Plejaden, die durch ihren Untergang und durch ihre Wiedererscheinung die Saatzeit und Erndtezeit ankündigen, und mithin die Verschiedenheit der Jahrszeiten mit sich bringen. Auf der andern Seite siehst du die Hyaden, und auch den Orion. Die Erzählung davon und die Ursachen wollen wir auf eine andere Zeit versparen, mein Sohn! damit wir nicht von der gegenwärtigen Untersuchung abgeführet werden. Die Sterne über dem Orion sind der Bär oder der Wagen, wie du sie nennen willst. Man erzählt von ihnen, daß sie in das Meer sich nicht untertauchen, sondern sich immer auf eben derselben Stelle umdrehen, gleichsam um den Orion zu bewachen. — Nun wollen wir den Himmel verlassen, und die Erde vollends durchwandern, und das schönste auf derselben, die Städte betrachten. Du siehst hier ihrer zwey. Von welcher soll ich dir zuerst etwas sagen? Reizen dich die brennenden Fackeln, der Hochzeitsgesang, der Schall der Flöten, die tanzenden Reigen? Du siehst hier Weiber vor den Thüren der Häuser. Wie man ihnen ansieht, daß sie sich verwundern, und vor Freude fast schreyen! Dieß stellt eine Hochzeit und die erste Zusammenkunft des Brautpaars vor. Die Tochtermänner führen die Bräute. Schamhaftigkeit und Sehnsucht hat der Maler mit solcher Kunst ausgedrückt, daß ich nicht nöthig habe, dich darauf aufmerksam zu machen. — Betrachte hier auch das Gerichte und diese allgemeine Versammlung und die ehrwürdigen Alten, die mit großem Ernst den Vorsitz bey Gerichte führen! Vor ihnen liegen zwey Talente Golds, die hier niedergelegt sind, ich weis nicht warum. Denn daß sie zum Geschenke für denjenigen bestimmt sind, der ein gerechtes Urtheil spricht, ist nicht wahrscheinlich, sonst müßte man glauben, daß sie um des Geschenks willen ein gerechtes Urtheil sprächen. Was betrift denn aber der Streit? Hier stehen zwey in der Mitte, die wegen eines Todschlags zu rechten scheinen. Der eine

klagt den andern an, und dieser läugnet die That, wie du siehst. Denn er scheint nicht gesonnen zu seyn, die Geldstrafe, die der Ankläger verlangt, zu bezahlen, um hernach losgesprochen zu werden. Du siehst hier auch die Sachwalter, deren jeder für den, dem er günstig ist, spricht. Die gegenwärtigen Herolde besänftigen sie, und bringen sie zum Stillschweigen. Hier erblickst du also ein Bild des Kriegs und des Friedens in einer Stadt, vor der kein Feind ist. Dort aber siehst du eine mit Mauern umgebene Stadt, von Leuten besetzt, die wegen ihres Alters oder Geschlechts zum Kriege nicht taugen. Denn jene Weiber und Alte und Knaben stehen auf den Zinnen. Wo sind denn aber ihre Krieger? Hier findest du sie, denn die sind es, die hier dem Mars und der Minerva folgen. Denn diese, als Götter, zeichnete der Künstler durch Gold und eine majestätische Gestalt aus; an den Kriegern aber hat er weniger Aufwand gemacht. Diese ziehen aus, dem Feind entgegen, dessen Aufforderung sie nicht Lust hatten anzunehmen. Denn er verlangte von ihnen, sie sollten entweder die Güter der Stadt mit ihm theilen, oder, wenn sie nicht wollten, sich mit ihnen messen. Die aus der Stadt stellen einen Hinterhalt. Du siehst hier den mit Bäumen bedeckten Ort, wo diese Bewafnete stehen. Allein der Hinterhalt wird ihnen nicht viel nützen. Denn das feindliche Heer schickt Kundschafter aus, und zeigt großen Muth ihn zu vertreiben. — Jene Hirten führen ihre Heerden unter dem Ton der Flöten. Oder hörst du nicht ihre hellen Töne, die die Natur sie lehrte, und die ganz ohne Kunst sind, wie man es von Bergbewohnern erwartet? Allein ihre Flöten erschallen zum letztenmal, denn sie wissen nicht, daß ihnen die Feinde einen Hinterhalt gelegt haben, sie, wie du siehst, anfallen und tödten. Sie treiben wirklich schon die Beute fort. Die Nachricht von diesem Unglück kömmt zu denen, die von der Stadt in den Hinterhalt gelegt sind, daher brechen sie auf, und eilen auf Kriegswa-

gen

gen ins Treffen. Du erblickst die Ufer schon ganz voll von Streitern, die ihre Pfeile gegen einander abschießen. Was soll ich dir aber von den Gestalten sagen, die unter ihnen herumwandeln, und von der Göttin, deren Gewand ganz mit Blut bespritzt ist? Es ist die Eris, und der Schlacht Tumult, und der Thanatos, dem alles im Kriege unterworfen ist. Du siehst, wie die Eris nicht immer auf einer Stelle bleibt. Der eine, der noch nicht verwundet ist, stürzt sich in die feindliche Schwerder. Dort wird ein Getödteter den Händen der Feinde entrissen, jener drängt den andern, der den Augenblick ist verwundet worden. Auf den Gesichtern der Sterbenden ist noch ihre Wuth abgemalt, und ihre Miene scheint dem Feinde noch zu drohen. — Nun betrachte auf der andern Seite die Werke des Friedens. Du siehst hier den neu gepflügten Acker, der, wie es sich aus der Anzahl der Arbeiter schließen läßt, dreymal umgepflügt wird. Der Pflug, mit Ochsen bespannt, geht immer hinauf und herab, und dort am Ende der Furche erwartet den Pflüger der voll eingeschenkte Becher. Schwarz ist die umgepflügte Erde, doch schimmert das Gold, aus welchem sie gemacht ist, noch hervor. Aus der Größe des Felds läßt sich schließen, daß es dem Könige gehört, der voll Vergnügen hier stehet, und dessen Freude in seinen Zügen ausgedrückt ist. Warum er so vergnügt ist, dürfen wir nicht lange rathen. Denn daß der Acker die Aussaat aufs reichlichste wieder gegeben hat, sieht man an den Schnittern, die mit vieler Lust das Korn abschneiden, und an den Garbenbindern, denen andere das abgeschnittene Korn herbeybringen, und zwar mit vieler Emsigkeit. Die Eiche ist hier nicht ohne Grund, und thut gute Dienste. Denn sie wirft vielen Schatten, in welchem sich diejenigen, die auf dem Feld gearbeitet haben, kühlen. Jener fette Stier, den die Herolde hier zuerst den Göttern weiheten, wird unter der Eiche für diejenigen geschlachtet, die mit dem Einsammeln des Korns beschäf-

tigt sind. Was dünkt dir aber von den Weibern hier? Scheinen sie dir nicht verwirrt unter einander herum zu rennen, und einander zuzurufen, sie sollen doch den Brey für die Schnitter kochen? — Verlangst du auch eine Weinlese? Siehe, hier ist sie! Golden sind die Weinstöcke, und schwarz ihre Frucht. Auch den Graben um den Weinberg her hat der Künstler schwarz vorgestellt, um anzudeuten, daß er sehr tief ist. Daß der Zaun um die reifen Trauben her von Zinn ist, kannst du selbst erkennen. Das Silber, das in dem Weinberge schimmert, sind Pfähle, an welche die Stöcke angebunden sind, damit sie nicht von der schweren Frucht niedergezogen werden. Wie gefallen dir aber diese Weinleser? Durch den engen Eingang drängen sie sich herein, und sammeln die Trauben in Körbe. Mit Lust sieht man sie an, und ihre Arbeit ist ihrem Alter gemäß. Es sind Jünglinge und Mädchen, die nach bacchischem Takt einhergehen. Den, der den Reihen aufführt, erkennst du an seiner Zitter, und an dem hellen Gesang, mit welchem er seine Töne zu begleiten scheint. Bemerkst du auch diese auf die Weide gehenden Heerden, denen die Hirten folgen, so wirst du ihre Farbe zwar nicht bewundern, die theils von Gold, theils von Zinn ist, allein desto mehr darüber, daß man glaubt, sie auf dem Gemälde brüllen, und den Fluß, an dem sie stehen, rauschen zu hören. Denn ist dieses nicht sehr deutlich ausgedrückt? Mit welcher Kunst die Löwen, und der Stier, den sie zerreißen, gemacht ist, kann man nicht genug beschreiben. Denn schon wühlen die Löwen in seinen Eingeweiden, und doch brüllt und zappelt er noch. Diese Hunde folgen der Heerde, und werden von den Hirten auf die Löwen gehetzt. Allein sie wollen die Löwen nur durch ihr entferntes Bellen verjagen, und wagen es nicht, näher hinzuzugehen, so sehr auch die Hirten sie antreiben. — Bemerkst du auch hier auf dem Berge die hüpfenden Schaafheerden, die Ställe, und die Pferde und die Hürden? Hier müssen Hirten sich aufhalten. Noch muß ich von diesem

sem Tanzchor etwas sagen, das demjenigen ähnlich ist, welches Dädalus der Ariadne, der Tochter des Minos, geschenkt haben soll. Wie drückt es denn nun die Kunst aus? Jünglinge und Mädchen tanzen mit in einander geschlungenen Händen umher. Was ihre Gewänder betrift, so ziert die mit goldenen Kränzen geschmückte Mädchen reinliche Leinwand, die Jünglinge aber schimmern in leichten gewirkten Gewändern. Ueber ihre Schultern herab hängen, an silbernen Gürteln, goldene Schwerder. Bald drehen sie sich in einem Kreise, und wer sie siehet, dem fällt ein, daß sie sich drehen gleich einem Töpferrade, das der Töpfer in Gang gebracht hat; bald gehen sie gerade aus in einer langen hüpfenden Reihe. Alles athmet an ihnen Vergnügen. Einige schlagen Räder, einige hüpfen so, andere anders in die Höhe, und setzen die Zuschauer in Verwunderung. — Das an dem Rand herum stellt das Meer vor — ich sage es dir, mein Sohn! weil du es für das Meer selbst halten möchtest — nemlich den Ocean, mit welchem der Maler die ganze Erde auf dem Schild umgeben hat. Genug von dem, was auf dieser Waffenrüstung ausgedrückt ist! — Nun wollen wir die jungen Helden wieder betrachten, und untersuchen, wem der Sieg zu Theil wird. Siehe Eurypylus ist dahin, Pyrrhus hat ihm in das Gesicht verwundet, daß das Blut, wie aus einer Quelle, strömt. Da liegt er weit auf dem Boden ausgestreckt, aber ohne nur zu seufzen. Fast wäre er dem Streich durch den Fall entgangen, so sehr kam der Streich zu rechter Zeit. Pyrrhus steht noch da in der Stellung, wie er dem Gegner die Wunde versetzt hat. An seiner Hand klebt das Blut, das vom Schwerd auf sie herabfloß. Die Myster, ganz aufgebracht, stürmen auf ihn ein, er aber blickt sie fürchterlich — lächelnd an, und hält die ganze Rotte von sich ab. Bald wird er ganze Schaaren von ihnen niederlegen, und den Leichnam des Eurypylus erobern.

Das eilfte Gemälde.

Die Argo oder Aeetes.

Dieses Schif fährt, durch viele Ruder getrieben, aus dem Fluß ins Meer. Wer ist aber das Mädchen, die hier auf dem Hinterhalt des Schifs neben dem Krieger steht? und wer ist der mit der hohen Tiare, der so aufmerksam in die Akkorde der Lyra singt? und was ist das für ein Drache auf der heiligen Fichte, der in so vielen Krümmungen sich wälzt, das schwere Haupt auf den Boden gesenkt? Der Fluß ist der Phasis, und das Mädchen ist Medea. Der Held neben ihr mag Jason seyn. Der Mann mit der Lyra und Tiare, den beyde zieren, ist niemand anders, als Orpheus, der Sohn der Kalliope, nemlich, nachdem der Kampf mit den wilden Stieren vollendet war, wiegte Medea den Drachen durch Zaubermittel im Schlaf, und das güldene Vließ wurde geraubt. Eben hier begeben sich die Argonauten in die Flucht, nachdem die Kolchier und Aeetes die That der Medea erfahren haben. Was soll ich dir erst die Thaten der Argonauten erzählen? Du siehst, wie ihnen über der Arbeit des Ruderns die Adern aufgeschwollen sind, und in ihren Mienen entdeckt man ihre Eilfertigkeit. Wie schnell das Schif geht, sieht man an dem Meerwasser, das an dem Schnabel des mit Gewalt fortgetriebenen Schifs aufschäumt. An der Medea bemerkt man eine Mischung von Leidenschaften. Ihre Augen stehen voll Thränen, und sind auf die Erde geheftet, zugleich ist sie voll Furcht wegen der begangenen That, und voll Nachdenken über die Zukunft. Sie scheint jeden Gedanken in ihrer Seele besonders zu betrachten, und gleichsam den Blick auf jeden derselben zu heften. Jason, der zunächst bey ihr ist, ist bereit, sie mit den Waffen in der Hand zu schützen, Orpheus aber singt ein Aufmunterungslied den Rudernden, und denn Hymnen den Göttern, theils ihnen zu danken,

daß sie die That gelingen ließen, theils sie um Glück auf die Zukunft anzuflehen. Hier erblickst du auch den Aeetes auf einem vierspännigen Kriegswagen. Er ist groß, und ragt über alle andere hervor. Er ist mit der Waffenrüstung eines Riesen angethan — damit deutet der Maler an, daß Aeetes größer war, als gewöhnliche Menschen. — Auf seinem Gesichte glühet Zorn, und Feuer strömt aus seinen Augen. In der Rechten hält er eine Fackel, denn er geht auf nichts geringeres um, als die Argo mit den Helden zu verbrennen. Hinten auf dem Wagen hat er seinen Spieß nebst sich gesteckt, um ihn gleich fassen zu können. — Was wünschtest du dir denn aus diesem Gemälde? Vielleicht die Pferde! Ihre Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken haben sie in die Höhe geworfen, und ihre Blicke sind voll Muths, zwar allezeit, aber jetzt besonders, da sie in die Hitze gebracht sind. Du siehst sie auf dem Gemälde ausgedrückt, denn sie keichen aus tiefer Brust, weil Absyrtus, der seinen Vater Aeetes fährt, ihnen schon Blutstriemen geschlagen hat. Der Staub, der sich unter ihnen erhebt, verdunkelt die Luft über ihnen.

Das zwölfte Gemälde.

Hesione.

Dieses Ebentheuer hat der tapfere Herkules durch eigenen Antrieb unternommen. Wenigstens kann man nicht sagen, daß es Eurystheus ihm auferlegte, sondern weil er nur der Tugend, als seiner Gebieterin folgt, so unternimmt er diesen Kampf freywillig. Oder aus welcher andern Ursache sollte er dieses Seeungeheuer angreifen? Du siehst, wie es die Augen in Kreisen rollt, und wie schrecklich es umher blickt, und wie es die wilden Augenbraunen zusammenzieht! Wie spitzig ist sein Mund, der drey Reihen scharfer Zähne zeigt! Einige der Zähne haben

derhaken, und halten, was sie gefaßt haben, fest, andere sind zugespitzt, und stehen gerade in die Höhe. Wie sehr erhebt es das Haupt über dem schiefen, noch von Wasser triefenden Halse! Wie ungeheuer groß es ist, wird nur derjenige glauben, der es sieht. Denn sein Körper ist mehr als einmal gekrümmt, und ein großer Theil desselben schimmert nur durch das Wasser heraus, so, daß man ihn mit den Augen nicht recht messen kann. Was aber hervorragt, würde derjenige, der des Meers nicht kundig ist, für eine kleine Insel halten. — Erst sahen wir das Ungeheuer ganz ruhig, nun aber setzt es sich in Bewegung, und das ganze Meer in Wallung, auch wenn es sonst stille ist. Diese Welle, die das hereinbrechende Ungeheuer theilte, überströmt theils seine hervorragende Theile, und stellt sie dar, weiß von Schaum, theils schlägt sie an das Ufer. Sein Schwanz, der weit umher das Meer schlägt, kann einem vielfarbigen Schifsseegel verglichen werden. — Allein dieser Anblick schreckt den göttlichen Helden nicht. Seine Löwenhaut und seine Keule liegen vor seinen Füßen, wenn er sie etwa nöthig hat. Ganz nackt steht er da, den linken Fuß, auf welchem der ganze Körper ruht, vorgesetzt, und ist zugleich zum Angrif und zum schnellsten Sprung bereitet. Indem er die linke Seite nebst der linken Hand ausdehnt, zieht sich die rechte Seite zusammen, da er die Bogensehne mit der rechten Hand gegen die Brust zieht. Warum er diese Anstalten macht, wollen wir nicht erst fragen, mein Sohn! Denn dort an den Fels ist ein Mädchen geheftet, die das Ungeheuer verschlingen soll. Wir müssen sie für die Hesione, die Tochter des Laomedon halten. Wo ist denn aber er? — In der Stadt ist er, um den Ausgang zu erwarten. Du siehst hier die Stadt, deren Mauern mit Menschen angefüllt sind, sie heben die Hände empor, und flehen den Himmel um Schutz an, weil sie befürchten, das Seeungeheuer, das dem Lande sich nähert, möchte die Mauern anfallen. — Die Gefahr,

in welcher das Mädchen war, erlaubten dem Maler nicht, sie schön zu malen. Denn die Furcht, in welcher sie wegen ihres Lebens schwebte, und die Angst über das Ungeheuer, das sie sieht, machten ihre Blüte welkend. Doch kann man aus dem, was man sieht, schließen, wie vollkommen ihre Gestalt ist.

Das dreyzehnte Gemälde.

Sophokles.

Was zauderst du, göttlicher Sophokles! die Geschenke Melpomenens anzunehmen? Was siehst du so auf die Erde? Denkst du dir etwa neue, hohe Gedanken? oder bist du über die Gegenwart der Göttin erstaunt? Fasse dich, mein lieber! und nimm das Angebotene an! Denn daß man jedes Geschenke der Götter annehmen müsse, hast du von einem Eingeweiheten der Kalliope selbst gehört *). Du siehst, wie Bienen über dir herumschwärmen, und lieblich singen, und von dem ihnen eigenen Thau herabträufeln, und damit andeuten, deine Rede sey eben so süß, als ihr Honig. Bald, bald wird jemand auftreten und sagen, du habest ganze Wapen von Musen in dir, und er befürchte, es möchte eine Biene aus deinem Mund herausfliegen, und ihn unvermerkt stechen. Du siehst auch, wie die Göttin selbst den erhabenen Ausdruck, und die hohe Gedanken dir gleichsam anvertraut, und mit einem gefälligen Lächeln das Geschenke dir zumißt. Der bey dir steht, ist, wie ich glaube, Aeskulap, der dich zu einem Päan ermuntert, und von dir sich gerne den berühmten Rathgeber nennen hört. Sein auf dich gerichteter Blick ist mit Freundlichkeit vermischt, und kündigt sich dir als einen Gastfreund an.

*) Vom Homer, der Il. 3, v. 65 sagt: Ουτοι αποβλητ' ετι θεων ερικυδεα δωρα.

Das vierzehnte Gemälde.

Hyacinth.

Wir wollen den Jüngling fragen, mein Sohn! wer er ist? und warum Apoll da ist? denn uns anzusehen, wird er sich nicht scheuen. — Er sagt, er sey Hyacinth, der Sohn des Oebalus. — Nun da wir das wissen, müssen wir auch erfahren, warum Apoll da ist! — Der Sohn der Latona liebt diesen Jüngling, und verspricht ihm alles, was er hat, wenn er sein Liebling seyn wolle. Er wolle ihn lehren, mit dem Bogen schießen, die Musik und die Kunst, künftiges voraus zu verkündigen, die Lyra soll er spielen, und auf dem Ringplatz der vornehmste seyn. Auf einem Schwanen soll er an alle Oerter, die unter dem Schutz des Apoll sind, herum geführt werden. Alles das verspricht ihm der Gott. — Er ist, wie gewöhnlich, mit ungeschornem Haupte gemalt, seine Augen haben etwas frölicḧes, und wie Freudenstrahlen gehen aus denselbigen heraus. Durch sein angenehmes Lächeln macht er dem Hyacinth Muth, und eben deßwegen reicht er ihm auch die Hand hin. Aber der Jüngling blickt nur auf die Erde, doch verrathen seine Augen verschiedene Gedanken, Freude über das, was er hört, und Zutrauen, das eben zu entstehen anfängt, mit Schamhaftigkeit vermischt. Er steht da, die linke Seite mit einem purpurfarbenen Gewande bedeckt, und ein wenig eingezogen. In der Rechten hält er einen Wurfspieß, und diese Seite ist ganz bloß, und dem nakten Arm haben wir es zu danken, daß wir auch von einigen andern entblößten Theilen des Körpers reden können. Die Knöchel über den Fersen sind leicht, die Schenkel flüchtig, die Lenden weich, und die Rippen stehen an dem übrigen Körper hervor. Die Brust ist wie durch einen Hauch aufgeblasen, an dem Arm bemerkt man den Umlauf des Bluts, und der Nacken ist sanft in die Höhe gerichtet. Seine Haare fliegen nicht

wild umher, noch stehen sie Borsten gleich in die Höhe, sondern wallen gleichsam über die Stirne herab biß zu dem Anfang des keimenden Barts. Vor den Füßen des Apoll liegt ein Diskus. Nun siehe dich einmal weiter um. Was macht Amor hier? und was Zephyr, der hier zu lauschen scheint? und was ist das, daß jener freudig und traurig ist? — Hiemit zeigt der Maler den Tod des Hyacinth an. Nemlich, als Apoll seinen Diskus warf, bließ ihn Zephyr auf die entgegen gesetzte Seite, daß er den guten Hyacinth niederstreckte.

Das funfzehnte Gemälde.

Meleager.

Verwunderst du dich, daß ein Mädchen in einen solchen Streit sich wagt, und einem so wilden Schwein entgegen geht? Du siehst, wie das Auge des Schweins mit Blut unterlaufen ist! wie seine Borsten in die Höhe stehen! wie es um den Rachen herum schäumt! wie die Fangzähne in die Höhe stehen, und so spitzig sind! Seine Größe kann man aus den Fußstapfen abmessen, die hier eingedrückt, und nicht kleiner sind, als die Fußstapfen eines Stiers, denn auch diese vergaß der Maler nicht auf seinem Gemälde auszudrücken. Schon was man hier siehet, erweckt Schrecken. Das Schwein verwundet den Ancäus an die Lenden. Da liegt der Jüngling zu Boden gestürzt, und Blut strömt aus der weit offenen Wunde. Da nun der Kampf beginnt, schießt Atalanta — denn diese ist das Mädchen hier — den schon gespannten Bogen ab. Sie ist biß ans Knie geschürzt, und an den Füßen hat sie Solen. Die Arme sind biß an die Schulter bloß, damit sie desto thätiger seyn können, und das Kleid ist über der Schulter zusammen geheftet. Ihr von Natur schon männliches Ansehen, wird durch ihre That noch männlicher. Daher ist es nicht reizend, und ihr Blick ist ganz auf das,

was vorgeht, gerichtet. Diese zwey Jünglinge sind Meleager und Peleus, denn diese zwey waren es nach dem Gemälde, die das Schwein tödteten. Der eine, Meleager, ruht mit dem Körper auf dem vorgesetzten linken Fuß, und steht fest, um das einbrechende Schwein mit der Lanze zu empfangen. Wir wollen ihn näher betrachten. Er ist ein Jüngling von einem abgehärteten Körper, an dem alles lebt, seine Knöchel sind stark und gerade, und können ihm die besten Dienste thun, es sey gleich im Wettelauf, oder im Ringen. Die Lenden schließen sich gleich über den Schenkeln an, und sind nicht schlechter, als der unterste Theil des Körpers. Die starken Hüfte lassen uns hoffen, daß das Schwein den Jüngling nicht umrennen wird. Die Seiten sind hohl, der Bauch weich, die Brust mäßig gewölbt, der Arm mit guten Sehnen versehen, die Schultern schließen sich an den Nacken wohl an, und dienen ihm zur Grundlage. Seine Haare spielen in Gold, und streben in die Höhe, weil der Jüngling des Kampfs schon voll ist. Sein trotziges Auge sieht starr vor sich hin, und die Augenbraunen liegen nicht nachlässig da, sein Muth hat sie empor gerichtet. Von seiner Schönheit können wir jetzt nichts sagen, weil sein Gesichte nichts anders ausdrückt, als Gedanken auf seine Unternehmung. Sein Gewand ist weiß, und reicht biß an die Knie, und Halbstiefel sind an den Knöcheln befestigt, und geben ihm einen festen Tritt. Seine Chlamys, die in Purpur getaucht ist, wölbt sich über den Rücken hinab, und so erwartet er das Thier. So viel von dem Sohn des Oeneus. — Der andere, Peleus hier, ist auch mit einem purpurnen Gewand umgeben. Er hat ein Schwerd, vom Vulkan gemacht, in Händen, und will damit das heran rennende Schwein empfangen. Sein Blick ist unverwandt und scharf, so, wie der Blick des Mannes seyn muß, der mit dem Jason den Zug nach Kolchis, weit von dem Vaterlande hinweg, unternimmt.

Das

Das sechszehnte Gemälde.

Nessus.

Fürchte dir nicht vor dem Fluß Evenus, mein Sohn! wenn er gleich so sehr aufbraußt, und über das Ufer sich ergießt. Denn er ist nur gemalt. Betrachte vielmehr, was in ihm ist, und wie, und mit welcher Kunst alles geschildert ist! Oder zieht der göttliche Herkules deinen Blick nicht auf sich? Hier steht er mitten in dem Fluß, seine blitzende Augen zielen nach etwas. Er hält den Bogen in der ausgespannten Linken, und die Rechte ist zum Abschießen fertig, denn sie ist dicht biß an die Brust zurückgezogen. Was sagst du aber von der Bogensehne? Hörst du sie nicht schwirren, da der Pfeil abfliegt? Und wohin ist er denn geflogen? Siehst du dort den letzten der Centauren aufhüpfen. Es ist Nessus, wie ich glaube, der aus Pholoe, wo die Centauren den Herkules auf eine so ungerechte Weise anfielen, ganz allein entronnen ist. Und nun kömmt auch er um, weil er eine neue Ungerechtigkeit gegen den Herkules begangen hat. Denn da er diejenigen, die über den Fluß wollten, übersetzte, und auch Herkules mit der Deianira und seinem Sohn Hyllus an den Fluß kam, ließ er die Deianira, weil der Fluß ihm zu tief schien, von dem Nessus übersetzen, er selbst aber bestieg mit seinem Sohn einen Wagen, um überzufahren. Der Centaure wagte, als er über den Fluß war, einen unkeuschen Angrif gegen die Deianira. Herkules hört ihr Geschrey, und schießt einen Pfeil auf den Nessus ab. Die Größe der Gefahr ist auf dem Gesicht der Deianira ausgedrückt, und voll Furcht reckt sie ihre Hände gegen den Herkules aus. Nessus, den der Pfeil getroffen hat, krümmt sich noch, aber noch scheint er der Deianira das Geheimniß mit dem Liebestrank nicht entdeckt zu haben. Der junge Hyllus steht auf dem Wagen, indessen das

Leitseil

Leitseil an dem Wagen befestigt ist, damit die Pferde stille stehen, — und klatscht der That, zu der er selbst noch nicht Stärke genug gehabt hätte, voll Vergnügen Beyfall zu.

Das siebzehnte Gemälde.

Philoktet.

Der Held, der noch mit Anführung seiner Kriegsleute beschäftigt ist, und die Einwohner von Meliböa gegen Troja aufführt, damit sie den Menelaus rächen — dieser Mann ist Philoktet, der Sohn des Pöas. Er war einer der Gefährten des Herkules von Jugend an, und trug ihm seinen Bogen nach, den Herkules ihm nachgehends schenkte, weil ihm Philoktet bey seiner Verbrennung so gute Dienste geleistet hatte. — Schon fängt Philoktet wegen seiner Krankheit an, die Augenbraunen, die tief im Kopfe liegen, und starr vor sich hin sehen, zusammen zu ziehen. Seine Haare sind in Unordnung, er hat einen rauhen Bart, und ist in schlechte Kleider eingehüllt, hat aber den Knöchel mit einem Tuch verbunden, und daher giebt er uns hier Gelegenheit, von ihm zu reden. Denn als die Griechen nach Troja schiften, und an den Inseln sich aufhielten, suchten sie auf der Insel Lemnos den Altar von Chryse, den Jason auf seiner Fahrt nach Kolchis errichtet hätte. Philoktet, der sich seiner Unternehmungen in der Gesellschaft des Herkules wohl erinnerte, zeigte den Altar den Griechen, die ihn suchten, und indessen stach ihn eine Otter, und vergiftete die Wunde, die Griechen seegelten fort nach Troja, Philoktet aber blieb in Lemnos zurück, weil immer noch, wie Sophokles sagt, die Wunde von Eiter trieft, und den Fuß ihm frißt.

Ende des jüngern Philostratus Gemälde-Beschreibung.

Des
Kallistratus
Beschreibung
der
Statüen.

Verzeichniß.

1. Ein Satyr, der an eben dem Orte aufgestellt war, wo er sich zu üben pflegte.
2. Die Bacchantin des Skopas.
3. Der Amor des Praxiteles.
4. Die Statüe eines Indianers.
5. Narciß.
6. Die Statüe der Gelegenheit in Sicyon von Lysipp.
7. Die Statüe des Orpheus.
8. Die Statüe des Bacchus.
9. Die Statüe des Memnon.
10. Die Statüe des Aeskulap.
11. Ein anderer Amor des Praxiteles.
12. Die Statüe eines Centauren.
13. Die Statüe der Medea.
14. Die Athamas, ein enkaustisches Gemälde.

Des Kallistratus Beschreibung der Statüen.

Die erste Statüe.

Ein Satyr, der an dem Orte aufgestellt war, wo er sich zu üben pflegte.

Bey der Stadt Thebe in Egypten war eine Höhle, die wie eine Hirtenflöte gestaltet war, in deren Tiefe die Natur tausend Krümmungen gewunden hatte. Der Weg in dieselbe gieng nicht gerade zu, durch gerade Gänge, sondern wand sich unter der Erde immer hin und her, und verlor sich zuletzt in ein Labyrinth, aus welchem man sich nicht heraus finden konnte. — In dieser Höhle war eine steinerne Statüe eines Satyrs aufgestellt. Sie stund auf einem Fußgestell in einer Stellung, die für den Ort die schicklichste war. Den Fersen des rechten Fußes hob er ein wenig auf. In der Hand hielt er eine Flöte, und schien der erste zu seyn, der ihre Töne bewunderte. Zwar hörte man die Töne nicht, noch gab die Flöte einen Ton von sich, doch wußte der Künstler in dem Stein die Gedanken des Flötenden auszudrücken. Man konnte die

Adern,

Adern, wie von dem Hauch aufgeblasen, sehen, und bemerken, wie er ihn aus der Brust heraufzog, und wie der Stein den lebenden Satyr zu erreichen suchte, und mit ihm gleichsam in einen Wettstreit sich einließ. Man mußte glauben, daß er wirklich athme, und der Hauch schien sich aus unbegreiflichen Kanälen herauf zu ziehen. Sein Körper hatte nichts weiches, denn seine Schönheit lag in der Festigkeit der Glieder, und das ganze Bild war zwar hart, aber männlich und regelmäßig. Denn ein schönes Mädchen muß einen zarten Körper und zarte Glieder haben, die Gestalt eines Satyrs hingegen muß rauh seyn, wie es für eine Berggottheit, die in den Chören des Bacchus tanzt, sich schickt. Ihn umgab Epheu, allein die Kunst hatte ihn nicht von den Wiesen hergeholt, sondern der Künstler überwand die Härte des Steins, theilte ihn in Zweige, und umschlang damit sein Haar, so, daß sich der Kranz von der Stirne gegen den Hals herabzog. Neben ihm stund ein Pan, vergnügt über den Ton der Flöte, und umarmte die Echo, aus Furcht, wie ich denke, Echo möchte, durch die Töne der Flöte gerührt, dem Satyr antworten. — Als wir diese Statüe sahen, glaubten wir die beseelte Statüe des Memnon, die über den ankommenden Tag sich zu freuen, und über seine Flucht einen kläglichen Ton von sich zu geben pflegte, zu sehen. Dieser Stein allein überwand seine unempfindliche Natur, fühlte Vergnügen und Traurigkeit, und konnte, ungeachtet er seinem Wesen nach stumm war, Töne von sich geben.

Die zweyte Statüe.

Die Bacchantin des Skopas.

Nicht die Dichter, oder die Redner allein fühlen Begeisterung, und reden eine Göttersprache, sondern auch die Hände der Künstler werden von einer Gottheit beseelt, und in der Begeisterung schaffen sie göttliche Werke. So bließ einst der begeisterte Skopas seinem Werk den Hauch einer Gott-

Gottheit ein. — Doch warum sollte ich von der Begeisterung des Künstlers nicht weiter ausholen? Skopas hatte aus parischem Marmor die Statüe einer Bacchantin gemacht, oder vielmehr den Stein in eine wirkliche Bacchantin verwandelt. Denn ungeachtet der Stein Stein blieb, legte er doch seine Steinnatur ab. Denn man sah zwar nur ein steinernes Bild, aber die Kunst wußte es so vorzustellen, daß es zu leben schien. Der harte Stein erweichte sich zu einer weiblichen Figur — nur das wilde Ansehen war nicht ganz weiblich — und so unbeweglich der Stein sonst ist, schien er doch hier anzufangen, bacchisch zu rasen, und bey der Ankunft des Gottes in dem Innersten zu ertönen. Wer das Gesicht der Bacchantin betrachtete, mußte in stummer Bewunderung vor ihm stehen bleiben, so sehr war darauf ausgedrückt, was sie empfand, ungeachtet sie nicht empfand. Bacchische Wuth strahlte aus demselben hervor, ungeachtet sie von Bacchus nicht begeistert war. Alles, wodurch die Raserey einer Bacchantin sich anzukündigen pflegt, hatte der Künstler auf eine unbegreifliche Art so auszudrücken gewußt, daß es in allen Zügen durchschimmerte. Mit den aufgelößten Haaren spielte der Wind, denn der Stein war in Haare gespalten, und zwar — worüber man am meisten erstaunen mußte — in so dünne Haare, daß sie ganz natürlich aus dem geschmeidigen Stein gemacht zu seyn, und, so unbeweglich sie auch waren, wirklich herumzuflattern schienen. Man mußte fast sagen, die Kunst habe die Natur noch erhöhet, so unglaublich wars, was man sah, und so sehr sah man, was unglaublich ist! — Auch die Hände hat der Künstler in Bewegung gesetzt. Denn sie schwung zwar nicht den bacchischen Tyrsus, sondern — welches ein Zeichen einer noch heftigern Raserey ist — sie trug, wie unter lautem Evoe rufen, ein geschlachtetes Thier, welches die Gestalt einer Ziege von gelblicher Farbe hatte. Denn der Stein hatte so gar die Farbe eines Todtenkörpers angenommen,

und drückte zugleich Leben und Tod aus. Denn die Bacchantin stellte er beseelt dar, wie sie nach dem Cithäron sich sehnet, hingegen die von der Bacchantin in der Wuth getödtete Ziege, aller Empfindung beraubt, und ganz welk. So beseelte also Skopas leblose Materien, und stellte bewundernswürdige Werke der Kunst als wirkliche Geschöpfe dar. So war auch fast jedes Wort des Demosthenes gleichsam ein lebendes Bild, und er wußte seine Gedanken mit so vieler Kunst einzukleiden, daß sie, wie schöne Bilder, vor den Augen da zu stehen schienen. — Man sieht es dieser Statüe an, daß sie von keinem andern, als einem begeisterten Künstler gemacht seyn kann. Denn sie ist selbst begeistert, und verräth durch ihre Züge die dem Skopas eigene Manier.

Die dritte Statüe.

Der Amor des Praxiteles.

Von der Bacchantin zum Amor! Wir wollen nun die Schönheit eines andern heiligen Kunstwerks enthüllen. Denn solche Werke muß man heilige Werke der Kunst nennen. — Praxiteles hat einen Amor gemacht, einen blühenden, weichen Knaben, mit Flügeln und einem Bogen versehen. Er war in Erz gebildet, und das Erz selbst bewieß den Amor, als den mächtigsten der Götter. Denn das Erz ist nicht mehr Erz, sondern der Herrschaft des Amor unterworfen, und in ihn selbst verwandelt. Es ist ganz weich, und in zartes Fleisch umgeschaffen, mit einem Wort, in diejenige Materie verwandelt, die zu einem Amor nöthig war. Sein Ansehen hatte nichts von Hoheit, aber dafür etwas Schmachtendes. Die Farbe war zwar die Farbe des Erzes, aber sie hatte doch das blühende der Schönheit. Das Bild stund zwar unbeweglich da, und doch, wie wenn es sich eben erheben wollte. Es ist

zwar auf das Fußgestell fest gemacht, täuscht aber die Augen, wie wenn es eben auffliegen wollte. Es lächelt, und aus seinen Augen strahlen einige feurige, und doch sanfte Blicke. Man sah, wie das Erz sich unter die Empfindungen schmiegte, und den Eindruck des Lächelns so leicht annahm. Es ist so aufgestellt, daß er die rechte Hand gegen den obersten Theil des Haupts einbiegt, und mit der Linken hält er den Bogen in die Höhe, und das Gleichgewicht neigt sich gegen die linke Seite. Was an den Lenden der linken Seite erhaben ist, stund heraus, und selbst das harte Erz schien sich auswärts gebogen zu haben. Krause, blühende Haare beschateten das Haupt, und schimmerten im Jugendglanze. Mit einem Wort, dieses Kunstwerk in Erz war bewundernswürdig. Wenn man es ansah, schien es von der äußersten Spitze der Haare an zu erröthen, und berührte man es, so schien das Haar unter der Hand zu wallen, und empor zu streben. Als ich es betrachtete, fand ich es glaubwürdig, daß Dädalus ein sich bewegendes Chor machte, und daß Farben Empfindung erregten, weil ich fand, daß Praxiteles seinem Amor Gedanken eingehaucht zu haben schien, und ihn so dargestellt hatte, wie er sich wirklich in die Lüfte erhebt.

Die vierte Statüe.

Ein Indianer.

Neben einer Quelle war die Statüe eines Indianers gestellt. Sie war den Nymphen geweihet, und aus schwärzlichem Marmor gemacht, der seiner natürlichen Farbe ungetreu geworden, und die Farbe jenes Volks angenommen zu haben schien. Sein Haar war blühend und kraus, nicht ganz schwarz, sondern die äußersten Spitzen stritten mit der Farbe des tyrischen Purpurs. Von der nahe fließenden Quelle wie gebadet, schienen die Haare an

den Spitzen purpurroth, ungeachtet sie an den Wurzeln schwarz waren. Die Augen hatten nicht die Farbe des übrigen Marmors, denn sie waren weiß, indem der Stein gerade in der Gegend ins weißlichte fiel, wo auch die Natur den Indianern ihre weißen Augen eingesetzt hat. Er ist ganz berauscht, allein diesen seinen Zustand verräth der Stein nicht. Denn keine Kunst war dazu hinreichend, dem schwarzen Stein die Röthe der Trunkenheit zu geben. Doch verräth er sie durch seine Stellung. Denn er steht ganz wankend, wie wenn er nicht fest stehen könnte, da, und die Knie biegen sich gegen die Erde. Und so stellte ihn auch der Stein vor, und schien selbst zu zittern, wie Berauschte zu zittern pflegen. Weiches hatte das Bild nichts, und war auch nicht schön durch seine Farbe, sondern ganz allein durch die geschickte Zusammensetzung der Glieder. Ganz nackt steht er da, weil die Indianer selbst gegen die große Sonnenhitze abgehärtet sind.

Die fünfte Statüe.

Narciß.

Es war ein Hayn, und in demselben eine sehr schöne Quelle von reinem durchsichtigem Wasser. Neben derselben stund ein Narciß aus weißem Marmor verfertigt. Aus ihm, als einem Knaben, oder vielmehr einem Jüngling in dem Alter, das zur Liebe gemacht ist, leuchteten Strahlen der Schönheit. Die Gestalt seines Körpers war diese. Sein goldenes Haar glänzte, und war über der Stirne in einen Knoten gebunden, von den Seiten aber flatterte es über den Rücken hinab. Sein Blick war nicht ganz heiter und frölich, denn der Künstler hatte Traurigkeit hineingelegt, um das Schicksal des Narciß anzudeuten. Er war gekleidet, wie die Liebesgötter, und hatte auch ihre blühende Schönheit. Sein Oberkleid war so weiß, wie

der

der marmorne Körper, und hieng rund um ihn herum. Auf der rechten Schulter war es zusammen geheftet, und reichte biß zum Knie hinab. Nur die eine Hand ließ es frey. Es war so zart und so natürlich, daß der Körper durchschimmerte. Das Bild stund vor der Quelle, um sich darinnen wie in einem Spiegel zu besehen, und die Quelle gab das empfangene Bild so getreu zurück, daß sie zu streiten schienen, welches das wahre sey. Denn der Stein schien ganz zum wirklichen Jüngling umgestaltet. So gar die Härte des Marmors suchte die Quelle nachzuahmen, und das körperlose Bild in derselben schien eben so dicht, als es außer derselben war. Die Schatten um dasselbe bildeten gleichsam das Fleisch. Das ganze Bild war so wahr, und strahlte aus dem Wasser so beseelt heraus, daß man es für nichts anders, als den Narciß selbst halten konnte, der zur Quelle kam, sich in seine Gestalt, die er für eine Nymphe hielt, verliebte, über seiner Liebe verschmachtete, und nun zur Frühlingszeit als eine Blume auf den Wiesen blüht. Wenn gleich der Stein nur einförmig war, so konnte man doch Gedanken und Empfindungen darinnen lesen. Selbst so biegsam war der Marmor, daß er sich in Haare auflösen und krümmen ließ. Am verwundernswürdigsten aber ist das, daß er so gar seine Natur verläugnete, und weich geworden war. Denn so hart er sonst ist, so weich war er an der Statüe. Der Jüngling hatte eine Flöte in der Hand, worauf er den Göttern der Fluren spielte, und die einsame Gegend, wenn ihm die Lust ankam, von Tönen erschallen ließ. — Weil ich diesen Narciß so sehr bewunderte, wollte ich ihn euch, ihr Jünglinge! schildern, und ihn gleichsam in dem Vorhof der Musen aufstellen. Möchte meine Beschreibung so schön seyn, als das Bild selbst!

Die sechste Statüe.

Die Göttin der Gelegenheit zu Sicyon, vom Lysipp.

Auch das Werk des Lysipp will ich schildern, das er als das schönste seiner Werke vor den Einwohnern von Sicyon ausgestellt hat. Es war die Göttin der Gelegenheit in Erz gegossen, an welcher die Kunst mit der Natur stritt. Sie hatte die Gestalt eines aufkeimenden Jünglings, und dieses blühende ergoß sich über das ganze Bild vom Scheitel biß zu den Füßen herab. Das Gesicht war schön, und mit den jungen aufgelöseten Haaren spielten die Zephyre. Auch die Farbe war blühend, und kündigte den ersten Jugendreiz an. Größtentheils glich es dem Bacchus. Denn auf der Stirne scherzten die Grazien. Die Wangen malte jugendliche Röthe, und gab den Augen Schamhaftigkeit. Mit der äußersten Spitze der Füße, die geflügelt waren, stand die Göttin auf einer Kugel. Das kurze Haar fiel über die Stirne herab, und flatterte auf den Wangen, von hinten aber war das Haupt ganz kahl, biß auf die wenigen Haare, die zuerst zu wachsen pflegen. — Ganz erstaunt stunden wir vor diesem Bild, und konnten uns nicht genug darüber verwundern, wie das Erz seine wahre Natur verlassen, und die Natur selbst zu erreichen gesucht hatte. Denn als Erz war es roh, und so hart es sonst ist, schien es doch hier zerflossen, und unter der Hand des Künstlers weich geworden zu seyn, daß er es bearbeiten konnte, wie er wollte. Sonst ist es leblos, hier aber schien es eine gewisse Empfindung zu beleben. Fest war der Fuß auf die Kugel gestellt, und doch schien das Bild die Gabe der Bewegung zu haben, und täuschte das Auge, indem es der Künstler so gemacht hatte, daß es fortschreiten, und in die Luft, wenn es wollte, auffliegen zu können schien. Schon Stof genug zur Bewunderung! Doch die Kunst des Lysipp, daß er

er das leblose Bild mit so vielem Leben darzustellen wußte, wollen wir nicht allein bewundern, sondern auch das, daß das Bild alle Eigenschaften der Gelegenheit ausdrückt. Denn ihre Flügel zeigen an, daß sie sehr geschwind ist, und daß sie auf den Flügeln der Zeit herbeygeführt wird. Schön hat er sie deßwegen gebildet, weil alles, was zur rechten Zeit geschieht, schön ist, und die Zeit alles schön macht. Die Haare hängen ihr vorne an der Stirne herab, weil man die Gelegenheit in dem Augenblicke ihrer Ankunft ergreifen muß. Denn ist sie entschlüpft, so ists nicht möglich, sie zurück zu bringen.

Die siebente Statüe.

Orpheus.

Auf dem Helikon, dem den Musen geweiheten Ort, wo der Fluß Olmius entspringt, und der Pegasus fließt, stund neben den Musen eine Statüe des Orpheus. Sie war sehr schön, das Erz und die Kunst machte sie schön, und der schöne Körper war ein Zeuge seiner schönen Seele. Ihn zierte eine persische mit Gold gestickte Tiare, die sich von dem Haupt in die Höhe gerichtet hatte. Sein langer Talar, der von den Schultern biß auf die Füße hinabreichte, war auf der Brust mit einem goldenen Gürtel zusammen gebunden, seine Haare waren so schön, und es war so viel Leben darinnen, daß man glaubte, Zephyr bewege sie hin und her. Ein Theil floß über die Schultern herab, der andere hieng zwiefach vertheilt über die Augenbraunen her, doch so, daß die Augen ganz sichtbar waren. Die Schuhe waren mit dem glänzendsten Gold geschmückt, und von hinten hieng das Oberkleid biß auf die Fersen herab. In der Hand hielt er die Lyra, die so viel Saiten hatte, als der Musen sind. Denn so gar Saiten stellte das Erz vor, und zwar jede recht natürlich,

ja es schien so gar, die Töne selbst nachahmen zu wollen. Zu seinen Füßen lag nicht der Himmel, nicht die Plejaden, nicht der Bär, der sich niemals in den Ocean untertaucht, sondern alle Gattungen von Vögeln, die auf seinen Gesang herbey eilten, und alle Thiere des Waldes, und alle, die im untersten Meere sich aufhalten. Das Pferd ließ sich durch den Gesang, wie durch einen Zaum lenken, der Stier verließ die Weide, und horchte auf die Töne. Der wilde Löwe legte bey der Musik sich ruhig nieder. Auch Flüsse, in Erz gebildet, hättest du sehen können, die von ihren Quellen zum Gesang herbey eilten, und die Fluten des Meeres, die vor Freude empor hüpfken, und Felsen, durch die Harmonie gerührt. Ja so gar alle Pflanzen kamen zum Gesang des Orpheus eilend herbey. Und doch hörte man eigentlich keine harmonische Töne. Der Künstler zeigte nur, welch eine Macht auch die Musik über Thiere habe, und drückte seinem Erz das Vergnügen über die Musik ein, das auch der Thiere sich bemächtigt, und sie empfinden macht.

Die achte Statüe.

Bacchus.

Einst konnte man die fast unglaublichen Werke des Dädalus sehen, die er durch Maschinen in Bewegung zu setzen, und der dem Erz beynahe menschliche Empfindungen mitzutheilen wußte. Aber die Hand des Praxiteles brachte wirklich lebende Kunstwerke hervor. — In einem Hayn stund das Bild des Bacchus, in der Gestalt eines Jünglings, und zwar so natürlich, daß er wirklich von Fleisch zusammengesetzt zu seyn schien. Sein Körper war so weich und zart, als ob er aus jeder andern Materie, nur nicht aus Erz gemacht wäre. Denn ungeachtet es

Erz

Erz war, so erröthete doch das Bild, und ungeachtet es kein Leben hatte, verrieth es doch Freude, wenn man es betrachtete, und wallte unter der Hand, die es berührte. Es war hart, und doch durch die Kunst zu Fleisch erweicht. Sanft und blühend war es, und sehnsuchtsvolle Liebe ströhmte aus demselben, so, wie Euripides in seinen Bacchantinnen den Bacchus schildert. Rund umher umgab es Epheu, aber der eherne Epheu theilte sich in Zweige, und umschlos durch einen Kranz die über die Stirne sich ergießende Haare. So lachend war es, daß man erstaunen mußte, wie das Erz eine solche Empfindung nachahmen konnte. Die Haut einer Rehe umgab es, nicht eine wirkliche, wie sie Bacchus umzuhängen pflegte, sondern in Erz einer wahren Haut nachgebildet. Da stund es, und hatte eine Lyra auf den Tyrsus gestützt, und auch dieser Tyrsus täuschte. Denn er grünte und blühete, und das Erz hatte die Natur des Tyrsus angenommen. Aus seinen Augen brannte Feuer, und sie verriethen Raserey. Denn so, wie Bacchus, schien das Erz selbst zu rasen. So sehr wußte Praxiteles dem Erz bacchische Wuth einzugießen!

Die neunte Statüe.

Memnon.

Auch die wunderbare Statüe des Memnon will ich beschreiben, denn sie war wirklich wunderbar, und schien menschliche Kunst zu übertreffen. — In Aethiopien war die Statüe Memnons, des Sohns des Tithon, in Stein aufgestellt. Allein dieser Stein begnügte sich nicht, nur Stein zu seyn, und konnte, ungeachtet er von der Natur zum Stillschweigen verdammt schien, reden. Denn bald begrüßte er den ankommenden Tag, und bezeugte durch Worte seine Freude, und war frölich über den An-

blick seiner Mutter Aurora: bald aber trauerte er, und seufzete sehr kläglich, wenn die Nacht herankam, und die Sonne sich entfernte. Ja so gar einen Vorrath von Thränen hatte der Stein, und konnte sie vergießen, wenn er wollte. Durch nichts anders war das Bild des Memnon von einem wirklichen Menschen unterschieden, als durch den Körper. Ein gewisser Geist belebte es. Denn es fühlte beyde Leidenschaften, Traurigkeit, und denn wieder Freude. Von Natur ist der Stein stumm und taub, und weis weder zu trauern, noch sich zu freuen, und ist bey jeder Gattung des Schicksals ohne Gefühl. Allein nur der Stein, aus welchem das Bild des Memnon gemacht war, überschritt die Natur eines Steins, und nur dieses Kunstwerk ist uns bekannt, als das einzige, das denken und reden konnte. Denn zwar Dädalus brachte die leblose Materie biß zur Bewegung, und beseelte sie zum Tanz, aber seinen Bildern Stimme mitzutheilen, war ihm unmöglich. Nur in Aethiopien fand man ein Mittel, dem Stein eine Stimme zu geben. So gar Echo soll dem Memnon, wenn er redet, antworten, und mit ihm klagen, wenn er klagt, und mit ihm sich freuen, wenn er fröliche Töne hören läßt. Nur durch dieses Kunstwerk wurde der Kummer der Aurora gelindert, daß sie seinen Verlust nicht mehr so empfindlich fühlte, weil die Kunst der Aethiopier den, den das Schicksal ihr entrissen hatte, gleichsam wieder gab.

Die zehnte Statüe.

Aeskulap.

So glauben wir denn, daß die Argo, die Minerva selbst bauete, und nachgehends unter die Gestirne versetzte, geredet hat. Das hingegen wollen wir nicht glauben, daß

Aes-

Aeskulap seiner Statüe diejenigen Kräfte und Klugheit eingoß, die er selbst hatte, und daß er sein Wesen mit ihr gleichsam vereinigte. Sollen wir aber glauben, daß eine Gottheit in dem Menschen wohnen kann, den doch oft Leidenschaften zu Verbrechen reizen, hingegen in einer Statüe nicht, die doch die innwohnende Gottheit durch kein Laster beleidigen kann. Daher sage ich, daß das Bild, das wir vor uns sehen, kein nur nachgeahmtes, sondern ein wahres Bild ist. Denn siehe! hier hat die Kunst nicht den Geist des Aeskulap nur auszudrücken gesucht, sondern den Gott selbst dargestellt. Denn diese leblose Materie athmet den Geist der Gottheit, und, ungeachtet es ein Werk menschlicher Hände ist, so verrichtet es doch, was ein Menschenwerk sonst nicht thun kann, und giebt alle Kennzeichen einer innwohnenden Seele von sich. Wer nur die Züge des Gesichts betrachtet, muß etwas dabey fühlen. Denn es hat keine geborgte Schönheiten. Dieses Auge bewegt sich als das Auge eines menschenfreundlichen Arztes, und zeigt eine unbeschreibliche Würde, mit Bescheidenheit verbunden. Die Haarlocken, von Grazien umschwebt, schwimmen theils über den Rücken hinab, theils hängen sie über die Stirne herein biß an die Augenbraunen. Wie gekräuselt liegen sie da, denn der Künstler schien sich gar nicht daran zu kehren, daß er eine harte Materie zu bearbeiten hatte, sondern gebot über sie, weil er einen Gott bildete. Sonst pflegt alles, was gemacht ist, zu Grunde zu gehen, aber diese Statüe, als das Bild der blühenden Gesundheit, hat jetzt noch ihr frisches Ansehen. — Auf dein Verlangen, mein Sohn! beschreibe ich dir diese Statüe, damit du dich ihrer immer erinnern kannst. Aber wenn du die Gesundheit liebst, must du dem Gott der Gesundheit nun auch eine Hymne singen.

Die eilfte Statüe.

Der andere Amor des Praxiteles.

Hast du auf der Burg zu Athen den Gott gesehen, den Praxiteles gebildet hat? oder soll ich dir dieses Kunstwerk beschreiben? — Es war ein zarter weichlicher Knabe, denn die Kunst erweichte das Erz, seine Schönheit auszudrücken. Er war ganz Verlangen, ganz Sehnsucht, und blühete in der Morgenröthe der Jugend. Dem Künstler muß das Erz, wie er nur wollte, gehorcht haben. Denn so wenig es sonst weicher Natur ist, so weich ist es hier. So wenig es sonst Empfindung hat, so sehr beseelt scheint es hier. Denn die Kunst gab ihm, was er sonst nicht hatte, und theilte den Wangen Röthe mit, da doch sonst Erz nicht erröthet. Sein Ansehen war das Ansehen jugendlicher Blüte, und die Haarlocken wollten zu den Augenbraunen sich herabneigen, aber die Binde, mit welcher das Haupt umwunden war, hielt sie zurück, und befreyte die Stirne von den hereinfallenden Locken. Als ich das Bild theilweise nach der Kunst untersuchte, und mir jede Muskel an demselben sich zu bewegen schien, stund ich vor ihm da ganz sprachlos. Denn das Erz zeigte schwammiges, wohl genährtes Fleisch, und hatte sich, wie in natürliche Haare verwandelt, die theils in Locken sich kräuselten, theils über den Rücken hinab wallten, theils, wie bey einer starken Anstrengung des Körpers ein wenig in die Höhe sich richteten. In den Augen war Sehnsucht der Liebe, mit Schamhaftigkeit vermischt, denn das Erz drückte so gar Empfindung der Liebe aus. Du glaubtest es zu hören, wie die Statüe vor Vergnügen jauchzte, und wie sie, so unbeweglich sie auch da stund, der Bewegung fähig zu seyn, und zum Reihentanz fortgehen zu wollen schien.

Die zwölfte Statüe.

Der Centaure.

Einst trat ich in einen großen, Ehrfurcht einflößenden Tempel, der mit den schönsten Bildern prangte, und fand in der Halle des Vorhofs einen Centauren, der keinem Menschen, sondern, wie die homerischen, einem Waldthier glich. Biß an die Lenden war er Mensch, und denn fängt das Pferd an, das auf vier Füßen stund. Die Natur vereinigte in ihnen den Körper eines Menschen, und eines Pferdes. Einige der Glieder bestehen für sich, andere sind zusammengefügt und in einander gepaßt. Von dem menschlichen Körper schnitt sie gleichsam den untersten Theil von den Lenden an ab, vom Pferd hingegen nahm sie die unterste Hälfte, und vereinigte sie mit dem menschlichen Körper, so daß das Pferd keinen Kopf, keinen Hals, und keinen Rücken hat, der Mensch hingegen von dem Nabel an nichts hat, worauf er ruhe. Diesem Körper nun, so wie er gestaltet ist, bließ die Kunst Leben ein, gab ihm einen rauhen Körper, und ein thierisches Ansehen. Der Stein drückte die Haare sehr natürlich aus, und alles an dem Centauren war ganz nach der Natur gemacht.

Die dreyzehnte Statüe.

Medea.

An den Gränzen von Macedonien sah ich die berühmte Medea. Sie war zwar von Marmor, allein der Stein drückte mit Hülfe der Kunst alles aus, wovon ihr Herz voll

voll war, nemlich sie erschien voll Nachdenken und voll Bewegung und voll Traurigkeit. Mit einem Wort, auf ihrem Gesicht las man alles, was sie gethan hatte. Ihr Nachdenken verrieth ihre Gedanken mehr, als die That selbst. Die Bewegung, in der sie war, munterte sie zu der That, die sie begehen wollte, auf, und hieß sie die Mordthat wirklich verrichten, die Traurigkeit aber zeugte von dem Schmerz über die ermordeten Kinder, und der Stein stellt einiger maßen die Zurückkunft der mütterlichen Empfindungen dar. Denn das Bild war nicht roh, noch wild gearbeitet, sondern verrieth die Leidenschaften des Zorns und der Raserey, und der Stein nahm die Natur der Medea an, aber es war natürlich, daß auf dem Zorn Betrübnis folgte, und daß sie das gestiftete Unglück beklagte. Diese Leidenschaften drückt die Statüe aus, und man konnte es sehen, wie aus den Augen bald Zorn, bald Traurigkeit zu blicken, und das Bild Angst zu empfinden schien, so daß man fast glauben mußte, der Künstler habe das Drama des Euripides nachzuahmen gesucht. Sie rafft ihren verwirrten Verstand zusammen, um zu überlegen, was zu thun ist, und denn wird sie wieder wild, und überspringt alle Schranken der älterlichen Liebe gegen Kinder. Nach vollbrachtem Mord hält sie wieder verliebte Unterredungen. In der Hand hielt sie einen Dolch, den Diener ihres Zorns, als sie eilte, das Verbrechen zu begehen. Ihre Haare waren ganz verwirrt, ihr ganzes Ansehen voll Unordnung, und ihr Gewand so traurig, als ihr Herz.

Das

Das vierzehnte Bild.

Athamas.

Dieses Bild stund an den Ufern Scythiens, und es stund da, nicht nur um bewundert zu werden, sondern auch als ein Werk, das mit einem gemalten schönen Bild um den Vorzug streiten sollte. Es stellte den Athamas vor, den Raserey ergriffen hatte. Er war ganz nackt, seine Haare mit Blut bespritzt, und ein Spiel der Winde, sein Auge ganz verwirrt und staunend, seine Raserey hieß ihn nicht nur alles unternehmen, und nicht nur die Furien setzten ihn in Wuth, sondern seine Hand war auch mit dem Schwerd bewafnet, im Begrif, den tödtlichen Streich zu vollbringen. Zwar unbeweglich war die Hand, aber sie schien es nicht, sondern in Bewegung zu seyn. Ino, vor Furcht todtenblaß, faßte den unmündigen Knaben *) in ihre Arme, und gab ihm die Brust, und träufelte ihm Nahrung ein. Das Bild zeigte auch den Gipfel des Sciron, und das am Fuß des Bergs liegende Meer. Das sonst aufrührische Meer bereitete sich, jemand ruhig zu empfangen. Ein Zephyr schwebte über demselben, um es zu besänftigen. Denn das Wachs druckte die Empfindung aus, und wußte die Bilder zu beseelen, und das Wallen des Meers vorzustellen, und überhaupt die Natur geschickt nachzuahmen. Hüpfende Delphinen durchschnitten die Wellen auf dem Gemälde. Das Wachs selbst schien von dem Wind in Bewegung gesetzt, und Meer zu seyn, in das es der Künstler zu verwandeln wußte. An dem Rand des Gemäldes kam Amphitrite aus den Fluthen hervor mit einem wilden und schrecklichen Blick, aus dem ein Sonnenstrahl hervorzubrechen schien.

Um

---

*) Melicertes.

um sie herum stunden die Nereiden. Es waren zarte, weiche Mädchen, aus deren Augen Sehnsucht nach Liebe blickte, und die man nicht ohne Bewunderung über das Meeer hinschweben sah. Um sie her ist der Ocean gegossen, und fast hat die Kunst des Malers das Wachs so in Bewegung gesetzt, wie der Wind das Meer wallen macht.

Ende des Kallistratus Beschreibung der Statüen.

Briefe

Briefe
des
ältern Philostratus.

Briefe des ältern Philostratus.

Der erste Brief.

An den Aspasius.

Nach den Alten, scheint mir die beste Einsicht in dem Briefstyl gehabt zu haben unter den Philosophen der Philosoph von Tyana und Dion, unter den alten Feldherrn Brutus oder wessen sich Brutus zu seinen Briefen bediente, unter den Kaisern der göttliche Mark Aurel, der seine Briefe selbst verfaßt hat, und in denen der Ausdruck vortreflich gewählt, und die Festigkeit und Standhaftigkeit seines Charakters aufs beste ausgedrückt ist. Unter den Rednern schrieb Herodes, der Athenienser, die besten Briefe, nur suchte er zu sehr den Atticismus, und über seiner Schwatzhaftigkeit fiel er oft außer den Brieftston. Denn der Briefstyl muß zwar dem Atticismus sich mehr nähern, als der gewöhnliche Ausdruck im Umgang, muß aber doch dem gewöhnlichen Ausdruck im Umgang näher kommen, als dem Atticismus. Briefe müssen geschrieben seyn, wie man im bürgerlichen Leben redet, und doch nicht ganz ohne Zierlichkeit. Sie müssen mit Redefiguren geschmückt seyn, ohne es zu scheinen, denn wenn man das künstliche bemerkt, so läßt es geziert, und das gezierte in Briefen ist kindisch. In kur-

zen Briefen erlaube ich geründete Perioden, damit die Kürze des Briefes, der sonst zu mager wäre, durch den Wohlklang ersetzt wird. Aber aus längern Briefen muß man eigentliche Perioden verbannen, weil sie sonst mehr in den Deklamationston fielen, als dem Briefton gemäß ist, außer allenfalls, wenn man am Schluß des Briefs alles vorhergesagte zusammen faßt, oder aus dem vorhergesagten etwas folgern will. — Deutlichkeit ist die Haupteigenschaft einer jeden Rede, besonders aber eines Briefes. Denn wenn der Ausdruck deutlich ist, so werden wir unsern Zweck leichter erhalten, wenn wir etwas geben, oder bitten, oder erlauben, oder abschlagen, anklagen, vertheidigen oder fragen. Deutlich aber, und nicht gemein wird unser Ausdruck seyn, wenn wir gewöhnliche Gedanken neu, und neue auf die gewöhnliche Art ausdrücken.

Der zweyte Brief.

An Berenice.

Gemalte Wangen und Lippen reizen nicht zum Kuß, und verrathen zugleich das Alter des Gesichts, das den Mund bleich, und die Wangen runzeln und verblühen macht. Schminke dich daher nicht mehr, und suche deine Schönheit nicht zu erhöhen, sonst muß ich dich für alt halten.

Der dritte Brief.

An den Athenodor.

Sonst reizt das Auge zur Liebe, du aber, der du in Korinth wohnst, bist vom bloßen Hörensagen in einen jonischen Jüngling verliebt. Dieß wird denjenigen thöricht vorkommen, die noch nicht wissen, daß die Seele auch Augen hat.

Der vierte Brief.

An den Epiktet.

Wenn dich der thörichte Beyfall des Pöbels so sehr vergnügt, so bilde dir ein, die Störche, die über unsern Häuptern hinklappern, gehören auch zum Volk. Wenigstens wären sie in dem Punkt weiser, als das atheniensische Volk, daß sie für ihren Beyfall keine Belohnung verlangen.

Der fünfte Brief.

An den Aristobul.

Lieben und enthaltsam seyn, beweißt mehr Weisheit, als gar nicht lieben. So wie derjenige Held nicht der tapferste ist, der gar keine Wunde empfangen hat, sondern derjenige, der ungeachtet der Wunden den Sieg erhielt.

Der sechste Brief.

An die Athenais.

Man müsse gegen denjenigen gefällig seyn, der uns nicht liebe, war die Meynung des Lysias — und gegen denjenigen, der uns liebe, die Meynung des Plato. Du bists gegen beyde, gegen den, der dich liebt, und nicht liebt. Kein weiser Mann wird dieß billigen, außer allenfalls Lais.

Der siebente Brief.

An den Epiktet.

Fürchte das Volk, bey dem du so viel vermagst.

Der achte Brief.

An den Chariton.

Du glaubst, die Griechen werden nach deinem Tod deiner Reden sich erinnern. Wie kann man den nach seinem Tod in Ehren halten, der im Leben nichts gilt?

Der neunte Brief.

An den Nestor.

Ich schicke dir hier Frühlingsfeigen, und hoffe, du wirst dich darüber wundern, daß es schon giebt, oder, daß es noch giebt.

Der zehnte Brief.

An den Diodor.

Die Erythräer bauen in ihren Gärten Apyrinen *). Sie geben einen so lieblichen Trank, als die besten Trauben. Ich habe zehen derselben dir abgepflückt, und schicke sie hier. Du kannst sie als Wein essen, oder als Speise trinken.

Der eilfte Brief.

An den Philemon.

Den Tragiker, Diokles, wirst du, kennst du ihn, gewiß loben, kennst du ihn nicht, so zähle ihn kühnlich unter die guten. Bezeige dich gegen ihn so, daß er sieht, entweder du kennest ihn, oder du glaubest mir.

Der zwölfte Brief.

An einen Geliebten.

Du bist so boshaft, daß du mit niemand Mitleiden hast,

---

*) Eine gewisse Gattung von Granatäpfeln, ohne Kern ꝛc. Plinius beschreibt sie im 13ten B. 34 Kap.

hast, und ich bin so unglücklich, daß ich von niemand, als von dir, Mitleiden verlange. Es ist mir lieb, daß du unglücklich bist, und ich wollte, du erreichtest nie deinen Zweck *). Die Absicht meiner Bemühung ist das Vergnügen, deine Bemühung aber wird von jedermann getadelt.

Der dreyzehnte Brief.

An die Kaiserin Julia.

So sehr es einige glauben, so ists doch gewiß, daß der göttliche Plato die Sophisten nicht beneidete, sondern er eiferte nur mit ihnen, weil sie umhergiengen, kleine und größere Städte, gleich dem Orpheus und Tamyrus, zu bezaubern. Neid war von ihm so weit entfernt, als der Neid selbst von der Nacheiferung entfernt ist. Neid besitzt nur die niedern, Nacheiferung erweckt die edlern Seelen. Was man nicht erreichen kann, beneidet man, was man aber selbst besser, oder wenigstens nicht schlechter macht, da findet nur Nacheiferung Statt. Plato bediente sich zuweilen der Sprache der Sophisten, und er ist zuweilen mehr Gorgias, als es Gorgias selbst ist. Einigemal hat er auch den Ton des Hippias und Protagoras angestimmt. Immer haben einige andere nachgeeifert. So ahmte z. E. der Sohn des Gryllus **) den Herkules des Prodikus nach, wenn er die Tugend und das Laster redend einführt, wie sie den Herkules zu einer Lebensart bereden wollen. Niemand aber hatte mehr Bewunderer, und zwar selbst vortrefliche Männer zu Bewunderern, als Gorgias, vornemlich die Thessalier, bey denen ein Gorgias seyn, eben so viel war, als der beste Redner seyn — und denn auch

---

*) Dieß und das folgende muß sich auf einen besondern Umstand beziehen.

**) Xenophon, Denkwürd. des Sokr. B. 2.

die übrigen Griechen alle, an die er bey den olympischen Spielen von den Stufen des Tempels die berühmte Rede gegen das Ausland hielt. Auch Aspasia von Milet beredete den Perikles, sich nach dem Gorgias zu bilden. Auch ist jedermann bekannt, daß Kritias und Thucydides das Erhabene und Hochtönende des Gorgias nachahmten, und in das ihnen eigene Genie verpflanzten, der eine durch die Zierlichkeit, der andere durch die Stärke seines Ausdrucks. So gab auch Aeschines, der Sokratiker, von dessen deutlichem und bestimmtem Ausdruck du uns neulich eine so gelehrte Abhandlung mitgetheilt hast, sich Mühe, in seiner Rede von der Thargelia, den Gorgias nachzuahmen. So sagt er z. E.: „Thargelia kam nach Thessalien, und lebte da mit dem Antiochus, dem Thessalier, der über ganz Thessalien herrschte." Auch diejenigen Redefiguren, deren Gorgias so oft sich bediente, fanden bey andern Schriftstellern vielen Beyfall und Nachahmung, besonders bey den cyklischen Dichtern. Glaube mirs, Kaiserin! daß der kühnste Schriftsteller unter den Griechen, Plutarch selbst den Sophisten nicht gram ist, und von dem Gorgias keine geringe Meynung hat. Glaubst du es nicht, so wirst du nach deiner großen Einsicht und nach deinem großen Verstand selbst wissen, welchen Namen ein solcher *) verdient. Ich will ihn, ob ichs gleich kann, nicht hersetzen.

Der vierzehnte Brief.

An einen Geliebten.

Den Sänger der Liebe hören selbst die Alten gerne, weil er sie von der Liebe aufs angenehmste unterhält, und sie gleichsam wieder verjüngt. Daher glaube nur du nicht, daß

*) Plutarch, wenn er nemlich sich nicht als einen Bewunderer der Sophisten bekennen wollte.

daß du zu alt bist, von der Liebe etwas zu hören. Diese Dichter werden dich entweder die Liebe nicht vergessen lassen, oder wieder daran erinnern.

Der funfzehnte Brief.

An Epiktet.

Die in den Geheimnissen der Rhea eingeweihet sind, gerathen in Begeisterung, wenn der Lärm der Instrumente in ihre Ohren schallt. Allein hierzu sind Cymbeln und Flöthen nöthig. Dich aber setzt das Beyfallklatschen der Athenienser in solches Entzücken, daß du vergissest, wer du bist, und wer deine Aeltern waren.

Der sechszehnte Brief.

An den Kleophon und Kajus.

Was ihr geschrieben habt, ist theils schon geschehen, theils geschiehts wirklich. Denn ich, der ich von Lemnos bin, halte auch Imbrus für mein Vaterland. Ich möchte gern diese beyden Inseln durch gegenseitiges Wohlwollen verbinden, und mich beyden.

Der siebzehnte Brief.

An den Häretian.

Das Dichtervolk ist sehr zahlreich, so zahlreich, als die Bienen. Diese nähren sich auf den Wiesen, und jene in Häusern und in Städten. Jene speisen uns mit Honigkuchen, und diese mit herrlichen Gerichten. Einige stellen auch einen Nachtisch auf, nemlich die Sänger der Liebe, unter welche Celsus zu rechnen ist, der sein ganzes Leben durch gesungen hat, gleich den guten Cicaden. Sorge für ihn, damit er mehr zu essen bekömmt, als nur Thau.

Der achtzehnte Brief.

An den Antonin.

Die Störche meiden zerstörte Städte, und fliehen das Weheklagen des vergangenen Unglücks. Du aber bewohnst ein Hauß, das du selbst geplündert hast, und opferst darinnen den Göttern, wie wenn es keine gäbe, oder wie wenn sie, giebt es Götter, vergessen hätten, daß du geplündert hast.

Der neunzehnte Brief.

An einen Geliebten.

Sey mir gegrüßt, wenn du es gleich nicht von mir seyn willst! sey mir gegrüßt, wenn du mir gleich nicht schreibst! O du, der du nur für andere schön, und gegen mich so übermüthig bist! du bist nicht aus Luft, noch aus dem, was in der Luft ist, sondern aus Diamant, Felsen und Styx zusammengesetzt. Bald wird ein Bart dir wachsen, und denn wirst du vor anderer Thüre liegen. Glaubs nur! Amor und Nemesis sind Gottheiten, die sich schnell hier hin, dort hin wenden.

Der zwanzigste Brief.

An ein Mädchen.

Danae nahm Gold an, Leda einen Schwan, Europa einen Stier, Antiope einen Berggott, und Amymone einen Meeresgott. Die Dichter haben diese fabelhaften Liebesgeschichte erzählt, und die Wahrheit in Fabeln reizend vorgetragen. Nimm auch du mich an, und verlaß den Stolz, womit du mich verachtest, und den Schein der Keuschheit, den du gegen mich annimmst, so will ich dir Jupiter und Neptun seyn, und dir geben, was du willst, und von dir nehmen, was ich will.

Der ein und zwanzigste Brief.

An eben dieselbe.

Momus wußte an der Venus nichts zu tadeln — was hätte er auch tadeln sollen? — als das, daß ihr Pantoffel zu sehr knarrte, und zu viel Geräusche machte. Wäre sie mit bloßen Füßen einhergegangen, so, wie sie aus dem Meere aufstieg, so hätte der Bösewicht nichts zu tadeln gehabt. Auch deßwegen konnte ihr geheimer Umgang mit dem Vulkan nicht ganz unentdeckt bleiben, weil der Pantoffel sie verrieth. Dieß erzählt uns die Mythologie. Daher thust du sehr wohl, und handelst vorsichtiger, als Venus, daß du deiner Füße dich bedienst, wie sie die Natur geschaffen hat, und so dem Tadel des Momus entgehst. O ihr Füße, die ihr mit nichts umwunden seyd, wie schön seyd ihr in eurer Freyheit! und wie glücklich bin ich, wenn ihr mich tretet!

Der zwey und zwanzigste Brief.

An einen Geliebten, der keine Schuhe an die Füße gebunden hatte.

Nun ist dirs besser, daß du keine Schuhe an hast! Der Schuh drückte dich, wie ich glaube. Denn so neues Leder muß in so zartes Fleisch einschneiden. Aeskulap heilte die Wunden, die man im Krieg oder auf der Jagd empfangen hat, oder auch andere Krankheiten: aber für diese Gattung von Wunden giebt er kein Mittel an, weil wir sie nur unserer Thorheit, und nicht einem widrigen Schicksal zuzuschreiben haben. Warum gehst du denn nicht immer ohne Schuhe? warum beneidest du der Erde das Vergnügen, von dir berührt zu werden? Solen *) und

*) Pierson (Verisim. S. 157) setzt für das 'λαυτια des olearischen Textes βλαυτια, und mit Grund.

und Pantoffel und Schuhe und Halbstiefel tragen nur kranke oder arme Leute. Daher werden dem Philoktet, als einem kranken und lahmen Mann, Schuhe angemalt, Diogenes hingegen von Sinope und Krates von Theben, und Aiax und Achill haben keine Schuhe, und Jason nur an dem einen Fuß. Denn der andere blieb, als er durch einen Fluß gieng, in dem Schleim stecken, und daher band er an diesen Fuß keinen Schuh mehr, und so lehrte ihn der Zufall, was er aus Ueberlegung hätte thun sollen. Er gieng fort, ohne den Fuß durch etwas zu beschädigen. Daher befürchte auch du nichts, dein Fuß wird leicht bestäubt werden, wie das Graß, und den Staub wollen wir dir wegküssen. O wie zierlich tretet ihr einher, ihr liebsten Füße! welche neue Blumen sproßen unter euch aus der Erde hervor! wie süß seyd ihr zu küssen!

Der drey und zwanzigste Brief.

An eine Kupplerin.

Alles, was du hast, bezaubert mich. Dein leinenes Gewand ist mir das Gewand der Isis, deine Wohnung die Wohnung der Venus, dein Becher hat die Schönheit der junonischen Augen, und der Wein darinnen den Reiz einer Blume. Fassest du denn den Becher so zierlich mit deinen drey Fingern an, daß er in der Hand nur zu schweben scheint, so denke ich mir den offenen Kelch einer Blume. Wie oft befürchte ich, er möchte aus der Hand dir fallen! aber fest steht er, und ist mit den Fingern wie zusammengewachsen. Kostest du vollends davon, so wird das, was du mir übrig lässest, durch deinen Hauch so warm, daß ich Feuer zu trinken glaube, und wird lieblicher, als Nektar. Dann ströhmt es hinab, aber nicht Wein trinke ich, sondern lauter Kuß.

Der vier und zwanzigste Brief

An eben dieselbe.

Gläsern ist zwar dein Becher, aber in deiner Hand verwandelt er sich in Silber und Gold, und wenn du ihn anrührst, erhält er etwas schmachtendes. Allein die Durchsichtigkeit dieses gläsernen Bechers ist unbeseelt und unbeweglich, wie die Durchsichtigkeit des stehenden Wassers. Aber die zwey Becherchen in deinem Gesicht *) entzücken uns durch ihr schmachtendes Ansehen, und durch den Kuß, den man darauf drückt. Stell sie bey Seite, jene Becher, sie sind Glas, und könnten leicht zerbrochen werden. Trink mir aus jenen Augen zu, aus denen auch Zevs trank, und bey denen er jenen schönen Mundschenk bestellte. Willst du, so brauchst du keinen Wein, füll den Becher nur mit Wasser, bring ihn alsdenn an die Lippen, füll ihn mit Küssen an, und gieb ihn, wer ihn verlangt. Denn wer von den Reben der Venus gekostet hat, der wird alsdenn nichts von des Bacchus seinen verlangen.

Der fünf und zwanzigste Brief.

An eben dieselbe.

Deine Augen sind durchsichtiger, als die Becher. Durch sie hinein kann man in deine Seele blicken. Die Röthe deiner Wangen ist lieblicher, als rother Wein. Auf sie wirft dein weißes Gewand den schönsten Wiederschein. Deine Lippen scheinen in Rosenblut getaucht. Aus deinen Augen fließt Wasser, wie aus einer Quelle, und daher bist du eine der Nymphen. Wie viele, die vorbeyeilten, hast du durch deine Blicke gefesselt! wie viele, die vorüberlaufen wollten, hast du in ihrem Lauf aufgehalten! wie viele rufst du zu dir, ohne ein Wort zu reden! Niemand

*) Die Augen.

mand dürstet mehr, als ich, wenn ich dich sehe, und wider meinen Willen bleibe ich stehen, und halte den Becher in der Hand, ohne zu trinken, denn ich trinke nur dich.

Der sechs und zwanzigste Brief.

An einen Geliebten.

Nicht einmal beym Menander schnitt Polemon einem schönen Jüngling die Haare ab. Im Zorn that er es gegen eine Sklavin, in die er verliebt war, aber es reuete ihn hernach gar sehr. Daher warf er sich auf die Erde, und vergoß Thränen über den an den Haaren begangenen Mord. Jünglinge also werden so gar in der Komödie mit dem Haarabschneiden verschont, und du hast selbst, ich weis nicht durch was angetrieben, deinem Haupt den Krieg angekündigt. Was hattest du nöthig, dein Haar mit dem Eisen anzufallen? was hattest du nöthig, ihm freywillig so viele Wunden beyzubringen? welche Erndte hast du abgemähet? Hast du nicht bey den Dichtern gelesen, wie sie die langen Haare des Euphorbus und des Menelaus, und überhaupt des ganzen griechischen Heers rühmen? Wollen sie einen ihrer Flußgötter schön schildern, so geben sie ihm lange Haare. So, wie man den Göttern Gold oder Silber weiht, so werden ihnen auch die Haare geweihet. Die Ausländer zieren ihre Hüte mit Haaren, die Griechen ihre Helme. Die Augen sind mit Augenbraunen, die Schiffe mit Seegeln, die Erde mit Bergen, die Berge mit Haynen, das Meer mit Inseln, die Stiere mit Hörnern, die Flüsse mit schönen Gegenden, und die Städte mit Mauern gezieret. Der Löwe, der zottigt ist, ist schrecklicher, das Pferd, das seine Mähnen schüttelt, und der Hahn, der seinen Kamm in die Höhe richtet, sind streitbarer. Die Weisen verehren unter den Gestirnen am meisten die Schwanzsterne, und von den Göttern jeden auf eine

eine besondere Art, den Neptun mit seinen schwarzen, den Apoll mit seinen ungeschornen, den Pan mit seinen dichten, die Isis mit ihren aufgelößten, und den Bacchus mit seinen von Epheu umgebenen Haaren. Selbst in der Trauer schnitt sich Venus die Haare nicht ab. Einst hörte ich, daß ein weiser Mann die Sonnenstrahlen ihre Haare nannte, und behauptete, unter allen übrigen Göttern habe Jupiter den Vorzug, weil er seine Haare bewege, und wenn er etwas zugewinkt habe, nicht täusche. Merkur hat an dem Haupt und an den Fersen Flügel. Wenn eine Stadt erobert wird, wird sie gleichsam geschoren, und eine Frau verliert die Zierde ihres Hauptes, wenn sie trauert. Auf die Erde kömmt der Hunger, wenn sie sich mit Laube nicht schmückt. Wenn ein Baum gefällt wird, beklagt man ihn, und ein Dichter weis sehr viel über seinen Verlust zu sagen, und du hast ohne Thränen so viele Zweige abschneiden können! Wohlan! so will ich deinem abgeschnittenen Haar eine Grabschrift machen! O du Burg der Schönheit! O du Hayn der Liebe! O ihr Gestirne des Haupts!

Der sieben und zwanzigste Brief.

An einen Geliebten.

Die Lacedämonier pflegten rothe Harnische anzulegen, theils um den Feind zu erschrecken, theils um selbst nicht zu erschrecken, wenn sie verwundet würden. Ihr schönen Jünglinge, sollet euch allein mit Rosen bewafnen, und diese Rüstung von euren Liebhabern annehmen. Hyacinthen schicken sich nur für weiße, Narcissen nur für braune Jünglinge, so, wie diese Blume selbst einmal ein Jüngling war, Rosen aber für alle. Rosen reizten den Anchises, Rosen entkleideten den Mars von seiner Rüstung, Rosen erinnerten den Adonis an seine Zusammen-

menkünfte. Sie sind der Schmuck des Frühlings, der Glanz der Erde, die Fackeln der Liebe.

Der acht und zwanzigste Brief.

An ein Mädchen.

Fliehst du mich gleich, so nimm doch wenigstens die Rosen statt meiner an, flicht sie nicht nur in Kränze, sondern streue sie auch auf dein Lager. Sie sind schön für das Auge, und aus ihnen heraus brennt Feuer. Sie sind weicher, als die weichste Decke, und zärter, als Purpur von Babylon oder Tyrus. Zwar schön ist der Purpur, aber er riecht nicht so gut. Ich habe den Rosen befohlen, deinen Hals zu küssen, um deine Brust zu spielen, und dir, wenn du es erlaubst, alles zu seyn, und sie werdens thun, ich weis es. O ihr Rosen, wie glücklich werdet ihr seyn bey ihrer Umarmung! Bittet, flehet sie um Mitleiden für mich, und hört sie euch nicht, so seyd ihr Nesseln.

Der neun und zwanzigste Brief.

An einen Geliebten.

Statt der Flügel dienten den Rosen ihre Blätter, um auf Flügeln zu dir zu eilen. Nimm sie an als die Denkzeichen des Adonis, als die Schminke der Venus, als die Augapfel der Erde. Den Athleten ziert ein wilder Oelzweig, den König, der ein großer Eroberer ist, eine Tiare, den Soldaten ein Federbusch, aber den schönen Jüngling die Rose, weil beyde so wohlriechend sind, beyde so schön gefärbt. Nicht sie werden dich, sondern du wirst sie zieren.

Der dreyßigste Brief.

An ein Mädchen.

Ich schicke dir diesen Kranz von Rosen, nicht um dir eine Ehre damit zu erweisen — wiewol ich das auch gern möchte — sondern den Rosen selbst zu gefallen, damit sie nicht verwelken.

Der ein und dreyßigste Brief.

An einen Geliebten.

Das war gut, daß du dir ein Rosenlager bereitetest! Denn daß das, was ich dir schickte, dir Vergnügen machte, ist ein Zeichen, daß der, der es schickte, dir nicht gleichgültig ist. So habe ich denn dich durch sie berührt! Denn es sind wirklich verliebte, schalkhafte Blumen, die die Schönheit zu genießen wissen. Nur befürchtete ich, sie möchten deine Ruhe dir rauben, und dich eben so wenig schlafen lassen, als die Danae das Gold. Willst du nun deinem Freunde noch einen Gefallen thun, so schicke mir die Rosen wieder, die du noch übrig hast, weil sie nun nicht nur ihren eigenen Wohlgeruch, sondern von dir auch duften.

Der zwey und dreyßigste Brief.

An ein Mädchen.

Dem Jupiter, als er auf Ida schlief, bettete die Erde mit Hyacinthen, Lotos und Violen, aber Rosen waren nicht da. Sind sie etwa der Venus ganz eigen? und hätte sich etwa Juno von der Venus sie, wie den Gürtel, ausbitten sollen? oder hätte etwa, wären sie da gewesen, Jupiter nicht geschlafen? und er sollte doch schlafen. Ja, wo Rosen düften, müssen Götter und Men-

schen die süßesten Stunden durchwachen, denn ihr Wohlgeruch vertreibt allen Schlaf. Doch hierinnen mag Homer, und jeder andere Dichter es halten, wie er will, aber das war nicht artig, daß du so allein auf Rosen schliefest, und auf so verliebten Blumen Liebe nicht fühltest. Einer deiner Geliebten hätte bey dir seyn sollen, oder vielmehr ich, dein Jupiter. Oder dachtest du dir etwa einen neuen Buhler, als du deinen Kranz von Rosen an deine Brust drücktest?

Der drey und dreyßigste Brief.

An einen Geliebten.

Was ist das? Als ich die Rosen abschickte, waren sie schön — denn wie hätte ich sie sonst geschickt, wenn sie deiner nicht würdig gewesen wären? — und wie sie zu dir kamen, verwelkten sie, und ihr süßer Hauch war dahin. So genau nun weis ich die Ursache davon nicht, denn sie wollten mirs nicht eingestehen, die losen Rosen! aber vermuthen kann ichs. Sie konnten es nicht leiden, daß du schöner warst, als sie, und wagten sich in keinen Wettstreit mit dir. So bald sie deinen süßer duftenden Körper berührten, war ihr Wohlgeruch dahin. So verschwindet ein Licht vor einer größern Fackel, und so verbergen sich Sterne vor dem höheren Glanz der Sonne.

Der vier und dreyßigste Brief.

An ein Mädchen.

In der That, die Rosen sind Amors Blumen. Sie sind so jung und so weich, wie Amor. Beyde strahlen in goldenen Haaren, beyde haben auch sonst noch Aehnlichkeit. Die Rosen haben Dorne, und Amor Pfeile. Sie glühen, und er hat eine Fackel. Sie haben Blätter,

und er Flügel. Beyder Feindin ist die Zeit, die Schönheit und Rosen verwelken macht. Ich sah in Rom *) Leute mit Rosen bekränzt vor mir vorüber fliegen, und durch ihre Geschwindigkeit deuteten sie an, wie wenig man der Blüte trauen darf — und durch ihren Lauf, daß man die Zeit benützen müsse; zaudere man, so sey sie dahin, die zaudernde Schöne verblühe wie die Rose. Zaudere du nicht, Schönste! Wir wollen scherzen, mit Rosen uns kränzen, und mit einander fortrennen durch dieses Leben.

Der fünf und dreyßigste Brief.

An einen Geliebten.

Die Schönheit und die Rose hat ihren Frühling. Wer ihn nicht genießt, ist ein Thor, denn er zaudert bey Dingen, die schnell vorüber eilen. Die neidische Zeit zerstört die Schönheit der Blume, und die Blüte der Jugend. O du! der du meine sprechende Rose bist, bedenke dich nicht, laß dich genießen, so lang es vergönnt ist, und du lebst.

Der sechs und dreyßigste Brief.

An ein Mädchen.

Ich habs vernommen, die Rosen haben bey dir, als sie ankamen, ihre Schuldigkeit gethan. Ich hatte es ihnen auch befohlen. Aus deinem untadelhaften Körper tranken sie Thau, und lebten wieder auf, da ihnen die Seele schon entrinnen wollte. Das habt ihr gut gemacht, ihr Rosen! Bleibt nur dort, biß ich komme, so will ich sehen, ob die Schöne und ihr Rosen einander mitgetheilt

*) Am Fest der Flora.

habt, was ihr hattet, ihr den stärksten Wohlgeruch, und sie euch die längste Dauer.

Der sieben und dreyßigste Brief.

An einen Geliebten.

Du zankst mit mir, daß ich dir keine Rosen geschickt habe. Weder aus Nachlässigkeit, noch aus Mangel der Liebe habe ichs unterlassen, sondern ich dachte, du als ein goldlockigter Jüngling, der du mit eigenen Rosen dich krönst, bedarfst keiner fremden Blumen. Dem goldlockigten Meleager setzte Homer keine Kränze auf — denn was wäre das anders gewesen, als Feuer auf Feuer, und Fackel auf Fackel? — auch dem Achill nicht, und nicht dem Menelaus, noch einem andern seiner gepriesenen Helden — Es ist eine neidische Blume um die Rose. Sie verblüht so frühzeitig, und sie soll auch den traurigsten Ursprung gehabt haben. Als einst, wie die von Cypern, und die Phönicier erzählen, Venus bey einem Rosenstrauß vorüber gieng, verwundenten sie die Dornen. O, mein Freund, mit Blut wollen wir uns nicht krönen! Die Blume wollen wir hassen, die der Venus nicht schont.

Der acht und dreyßigste Brief.

An ein Mädchen.

Goldlockigt bist du, und verlangst Rosen. Bist du doch, wie sie! Was verlangst du Blumen, die bald verblühen werden? was willst du mit Feuer dich bekränzen? Das Halsgeschmeide, das Medea der Glauka schickte, waren vergiftete Rosen, die sie verbrannten. Und denn, wenn die Rosen schön sind, so sollen sie eine Schöne nicht verdunkeln; sind sie wohlriechend, so sollen sie die Schöne

an

an Wohlgeruch nicht übertreffen; sind sie hinfällig, so sollen sie die Schöne nicht schrecken. Abfallende Rosenblätter, und sterbende Menschen, wie viel ähnliches haben sie? Viele Liebhaber der Rose sehen sie in ihrer schönsten Blüte mit Schrecken an, weil sie sie mit dem Gedanken ansehen: bald werdet ihr nicht mehr seyn! Was willst du Blumen? Du bist selbst die bunteste Wiese, und dein Haupt trägt Blumen, die in dem Winter selbst blühen, in dem Sommer nicht welk werden, und werden sie gepflückt, nicht verdorren. Ach! schenktest du mir nur eine einzige Haarlocke! Angenehmer sollte sie mir seyn, als alle Rosen, denn sie verwelkt nicht.

Der neun und dreyßigste Brief.

An einen Geliebten.

Wie eigensinnig ist deine Schönheit! Pflegst du gleich ihrer nicht, so blüht sie doch desto mehr, gleich den Pflanzen, die auf die Natur sich verlassen, und der Sorgfalt des Ackermanns nicht bedürfen. Reitest du denn nicht? gehst du nicht in die Palästra? liegst du nicht in der Sonne? suchen nicht schöne Jünglinge durch diese Mittel sich noch blühender zu machen? Du aber gehst ungeputzt einher, und thust dir selber Schaden. — Doch nein, du bist doch schön, wenn du es gleich nicht seyn willst, und lockst durch deine angenehme Nachlässigkeit Liebhaber, gleich den Trauben, oder den Aepfeln, oder andern Gewächsen, die von sich selbst schön werden. Sich so sehr putzen, ist buhlerisch, und eine geschminkte Schönheit verdient, daß man sie verachte, gleich dem Betrug. Nur Einfalt, Aufrichtigkeit und Offenheit zieren diejenigen, die wirklich schön sind. So liebt Apoll die Schäfer, Venus die Hirten, Rhea die Ackerleute und Ceres den, der kein Städter ist. Denn alles, was Natur ist, ist wahrer, als die Kunst. Wo

putzen sich denn die Gestirne, oder die Löwen, oder die Vögel? Pferde zwar putzt man mit Gold oder Elfenbein oder kostbaren Decken aus, aber wers thut, beleidigt den edlen Stolz dieses Thiers, und hat die Thorheit, verbessern zu wollen, was die Natur vergessen zu haben nur scheint.

Der vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Die sich schminkt, sucht einen Fehler zu verbessern. Denn sie befürchtet, man möchte entdecken, woran es ihr fehlt. Was die Natur schön gemacht hat, braucht keinen geborgten Reiz. Sie findet in sich selbst hinreichenden Vorrath zu einer vollkommenen Schönheit. Die Augen bemalen, fremde Haare sich ansetzen, sich die Wangen bepinseln, die Lippen färben, und andere dergleichen Schminken, was sind sie anders, als Mittel, wodurch man Naturfehler übertünchen will? Weniger geputzt ist mehr schön! Daher je mehr du deiner eigenen Schönheit traust, desto mehr werde ich dich lieben, denn es ist ein Beweiß, daß du ihr trauen darfst. Du überziehst dein Gesicht nicht mit einer Kruste, und fliehst, die sich schminken, und wandelst daher nur unter den wirklich schönen, dergleichen jene Mädchen waren, die der goldene Regen, der Stier, das Wasser, der Schwan und die Schlange liebten. Schminke und Wachs und Kleider von Tarent und schlangenförmige Ringe und vergoldete Pantoffel sind nur die Waffen eines Thais, einer Aristagora oder Lais.

Der ein und vierzigste Brief.

An einen Geliebten.

Woher bist du? Jüngling! Sag es, warum du dich

so

so sehr wider die Liebe sträubst. — Aus Sparta, sagst du? Weist du denn nichts vom Hyacinth? Hast du dich nie mit der Blume, die aus seiner Wunde aufblühete, gekrönt? — Oder sagst du etwa aus Thessalien! Hast du nichts von dem Achill aus Phthia gelernt? — Von Athen! Kennst du den Harmodius und Aristogiton nicht? — Aus Jonien! Welches Land ist wollüstiger, als das Land, das den Branchus und Klarus, die Lieblinge des Apoll, hervorbrachte? — Aus Kreta! — Wo Amor so mächtig herrscht, und über die hundert Städte gebietet! — Nein! aus allen diesen Ländern bist du nicht, sondern ein Barbar aus Scythien. Von jenem mörderischen Altar und jenen tyrannischen Opfern kömmst du her. So folge denn den Gesetzen deines Vaterlandes! Willst du mich nicht von der Pein der Liebe befreyen, hier hast du einen Dolch! fürchte ihn nicht, fürchte nur du ihn nicht! Ich muß eine Wunde von dir haben.

Der zwey und vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Wärst du von Lacedämon, meine Schöne! so würdest du an das Schif der Helena denken; wärst du von Korinth — an die Lais; wärst du aus Böotien — an die Alkmena; wärst du aus Elis, hättest du nicht von dem Wettlauf des Pelops etwas hören müssen? nichts von der, die auf der Rennbahn sich verlobte? Hättest du nicht den Alpheus bewundert? hättest du nicht aus seinem verliebten Wasser getrunken? Die Nymphe Tyro schwamm in dem Enipeus, und folgte dem Neptun, denn sie war schön, und würdig, von Gottheiten geliebt zu werden. — Auch vom Thespis kannst du nicht seyn, sonst würdest du der Liebe opfern, und nicht von Athen, sonst würdest du die Nachtfeyer der Venus und die festlichen

Tänze mit Jünglingen, und die Lustspiele des Menander kennen. Wärst du aber auch gleich aus dem Ausland, oder eine der Amazonen, so weis man doch von ihnen, daß sie von Jünglingen sich umarmen lassen, und heimlich gebären. Allein du bist weder aus Thracien, noch aus Sidon, denn auch dort herrscht Amor, und eine Sidonierin umarmte den Ninus, und eine Thracierin den Böotus. — Doch wenn ich nicht ganz unglücklich im Rathen bin, glaube ichs nun errathen zu können, wo du her bist. Danaus ist dein Vater, du hast seinen mörderischen Arm, und seinen grausamen Blick. Und doch hat eine seiner mörderischen Töchter des liebenden Jünglings geschont. Dich flehe ich nicht an, dich suche ich nicht mit Thränen zu rühren. Spiel deine Rolle vollends aus, und berühre mich, sollte es gleich mit dem Dolch seyn.

Der drey und vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Bist du keusch, warum bist du es mir allein? und überlässest du dich andern, warum nicht auch mir?

Der vier und vierzigste Brief.

An einen Geliebten.

Weil ich arm bin, verachtest du mich. Stehen doch Amor und die Grazien und die Sterne in nackter Schönheit da! Sehe ich doch den Herkules auf den Gemälden nur mit einer Löwenhaut umgethan, und liegt er doch gewöhnlich nur auf der Erde! Apoll ist, wenn er mit dem Diskus oder im Wettlauf oder mit Pfeilen sich übt, nur mit einem dünnen Gewand umgeben. Persische Könige hingegen

hingegen lieben die Pracht, sitzen auf erhabenen Thronen, und suchen ihre Majestät in der Menge des Goldes, das sie umgiebt. Und doch sind sie, diese reichen Perser, von den armen Griechen überwunden worden. Arm war Sokrates, und doch kroch unter seinen schlechten Mantel der reiche Alcibiades. Armuth ist kein Verbrechen, und das Glück kann man nicht anklagen, daß es sich andern mitgetheilt hat. Sieh dich einmal auf dem Schauplatz um! aus Armen besteht das Publikum. Sieh einmal nach den Richterstühlen hin! die Armen sitzen da als Richter. Sieh einmal in dem Treffen dich um! jene Reiche in den goldenen Harnischen verlassen die Schlachtordnung, und wir Arme fechten tapfer. Betrachte selbst das, wie der Reiche und wie der Arme gegen schöne Jünglinge sich verhält. Der Reiche sieht euch als gekaufte Sklaven an, und mißbraucht euch: der Arme weis euch Dank für euer Mitleiden. Der Reiche prahlt mit seinem Raub; der Arme ist verschwiegen. Der Reiche dankt sein Glück seinem mächtigen Geld; der Arme der Gütigkeit dessen, der glücklich gemacht hat. Jener schickt seinen Schmeichler oder Schmarotzer oder Koch oder Tafelbediente, und läßt holen: dieser kömmt selbst, und überläßt seinen Auftrag keinem andern. Der Reiche bezahlt auf der Stelle, und breitet dadurch das Gerüchte von seiner Liebe aus — denn bey so vielen, denen die Sache bewußt ist, kann es nicht anders kommen, als daß sie jedem Nachbar und jedem Fremdling bekannt werden muß, aber der Arme genießt in der Stille. Er bittet nicht trotzig, er vermeidet jedes Geräusch, und verbirgt sein Glück, weil er befürchten muß, mächtige Liebhaber rauben es ihm. Was brauchts viel Worte? Der Reiche nennt dich seinen Zeitvertreib, ich meinen Herrn; jener seinen Sklaven, ich meinen Gott; jener besitzt in dir nur einen Theil seines Reichthums, ich alles. Und nun vollends, wie verschieden sind beyde gegen den Liebling gesinnt! Der Arme liebt nur einmal, und

mithin desto standhafter! Wer wartet des kranken Lieblings so, wie er? wer wacht bey ihm? wer geht mit ihm ins Treffen? wer schützt seinen Körper vor den Pfeilen? wer würde so gern für dich sterben, als ich? Siehe, dieß sind meine Reichthümer!

Der fünf und vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Verlangst du Geld, so muß ich dir sagen, daß ich arm bin. Verlangst du aber Liebe und Rechtschaffenheit, so bin ich reich. Doch ists mir nicht so sehr Schande, kein Geld zu haben, als dir es wäre, Geld zu verlangen. Buhlerinnen erlauben den Zutritt nur denen, die reich und mächtig sind, weil sie baar bezahlen, hingegen ein edlerdenkendes Frauenzimmer sieht nicht darauf, wer der reichste, sondern wer der beste ist, und schenkt ihre Liebe dem würdigsten. Befiehl mir, es soll dir gehorcht werden. Sende mich aufs Meer; gleich trete ich ins Schif. Befiehl, mich zu stäupen; ich wills leiden. Befiehl mir, das Leben für dich zu wagen; ich bin bereit. Befiehl mir, durchs Feuer zu laufen, keinen Augenblick will ich mich bedenken. Welcher Reiche würde alles das thun?

Der sechs und vierzigste Brief.

An einen Geliebten.

Wundere dich nicht, daß ich als ein Fremder dich liebe. Man kanns den Augen nicht verdenken, wenn sie auch etwas fremdes lieben. Schönheit und Feuer zünden überall an, jene muß leuchten, und dieses von ihr entzündet werden. Ohren und Augen machen keinen Unterschied, und sind die Diener der Seele dem Fremden, wie dem Einhei-

heimischen. Branchus floh nicht vor dem Apoll, der ein Fremdling war, Hylas nicht vor dem Herkules, Licymnius nicht vor dem Rhadamant, Patroklus nicht vor dem Achill, Chrysipp nicht vor dem Laius. Polykrates von Samos liebte den Smerdias, und Agesilaus einen persischen Jüngling, dessen Namen ich nicht weis. Fremdlinge sind der Erde die Platzregen, und die Meere den Flüssen, Aeskulap den Atheniensern, Jupiter uns, der Nil den Egyptiern, die Sonne der ganzen Welt. Ein Fremdling in unserem Körper ist die Seele, in der Luft die Nachtigall, in den Häusern die Schwalbe, im Olymp Ganymed, in den Felsen der Eisvogel, bey den Römern der Elephant, bey den Indianern Phönix, wiewol dieser Fremdling sehr wenig kömmt *). Diejenigen, die den ersten Storch sahen, verehrten ihn. — Auch fremd sind unsere Buchstaben, denn sie kamen aus Phönicien, und fremd sind die Sirenen, fremd die magische Theologie. Und doch sind uns alle diese Fremdlinge lieber, als Einheimische, weil wir immer lieber nach dem seltenen trachten, als uns mit dem, was bey uns gewöhnlich ist, begnügen. Aus eben diesen Gründen ist auch ein fremder Liebhaber der beste, auch deßwegen, weil er weniger in Verdacht bringt, und eher verborgen bleibt. Soll ich aber dein beständiger Liebhaber bleiben, so laß mich in deinen Stamm einschreiben, und denn sollst du der Jupiter oder Apoll dieses Stammes seyn, der der Stamm der Liebe heißen soll.

Der sieben und vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Ein schönes Mädchen muß ihre Liebhaber nicht nach der

*) Siehe das 49ste Kap. des 3ten B. im Leben des Apollonius von Tyana.

der Geburt, sondern nach dem Herzen erwählen. Ein Fremdling kann ein guter Mann, und der Landmann ein Bösewicht seyn. Ein Einheimischer hat weiter kein anderes Verdienst, als der Stein, der an einem Ort liegen bleibt, oder als jedes andere, das auf einer Stelle bleiben muß. Ein Fremder hingegen gleicht den schnellsten Gottheiten, der Sonne, den Winden, den Gestirnen und dem Amor. Und dieser hat auch mir Flügel angesetzt, und mich hieher gebracht. Verachte nicht das Flehen eines Fremdlings. Hippodamia verachtete nicht den Ausländer Pelops, Helena nicht den, der um ihretwillen nach Sparta kam, Phyllis nicht den Demophoon, Andromeda nicht den, der zu ihr herabflog, denn sie wußten, daß sie in ihrem Vaterlande nur eine Stadt besitzen würden, in dem Ausland aber mehrere. Willst du, so wollen wir einen Vertrag machen, entweder bleibe ich hier bey dir, oder gehe du mit mir in mein Land. Du willst nicht! So wisse, daß der Fisch gern auswandern möchte, aber nicht kann, weil er immer in einem Elemente bleibt. Und was ist das Vaterland anders, als das kleine Land, das Gesetzgeber von eingeschränktem Herzen mit gewissen Kränzen umschlossen haben, damit wir unser Wohlwollen in gleich kleine Gränzen einschließen, und es ja nicht wagen sollen, jemanden außer unserm Oertchen zu lieben? Auch bey uns halten sich Fremdlinge auf, bey mir die Liebe, und bey dir die Schönheit. Denn wir sind nicht ihr nachgegangen, sondern sie uns. Doch war sie uns eben so willkommen, als die Gestirne den Seefahrern. Wars mir nicht anstößig, dich zu lieben, weil du mir fremd warst, so darf dich das Fremdseyn auch nicht hindern, mich wieder zu lieben. Vielleicht ist dein Liebhaber ein solcher Flüchtling, dergleichen Adrast einst an dem Polynices und Tydeus hatte, die er sich zur Vertheidigung seines Reichs zu Tochtermännern erkor. Schließt jemand einen Fremdling aus,

der

der kein Feuer anzünden, sondern das angezündete nur dämpfen will? Sey keine Spartanerin, und laß den Lykurg Lykurg *) seyn. Von dem Gesetz, die Fremden zu verbannen, weis Amor nichts.

Der acht und vierzigste Brief.

An einen Geliebten.

Wie oft habe ich die Augen weit aufgesperrt, damit du dich geschwind herausretten solltest, gleich den Jägern, die das Netz öfnen, damit das gefangene Thier entflieht. Du aber bleibst fest sitzen, gleich jenen Feinden, die einen neuen Wohnsitz mit Gewalt eingenommen haben, und nun nicht mehr daran denken, wieder abzuziehen. — Und siehe nun! in dem Augenblicke öfne ich dir wieder die Augen. Flieg heraus, setze dich nicht länger darinnen fest. Nimm nun auch andere Augen in Besitz. — Aber du hörst mich nicht. Du senkst dich immer tiefer hinab, so gar biß in die Seele. Welch eine neue Flamme fühle ich! Ich bin in Gefahr zu verbrennen, ich muß um Wasser rufen, und niemand bringt mir, weil das Wasser, das meine Flamme löscht, weder im Brunnen noch in Flüssen zu haben ist. Denn Liebesfeuer leckt selbst das Wasser auf.

Der neun und vierzigste Brief.

An ein Mädchen.

Was ist das für eine neue Art des Menschenraubs! welch eine Tyranney! — Da reißest du mich durch deine Augen fort, und ziehst mich, wohin ich nicht will, gleich der Charybdis, die Schiffe zu sich reißt. So giebts denn

*) In Sparta war ein Gesetz gegen Fremde gegeben.

denn also auch Klippen der Liebe, und Stürme, die aus den Augen heraus stürmen. Wen sie in ihren Wirbel zu fassen kriegen, der ist verloren. Selbst Charybdis that dieses nicht, nur zu gewissen Zeiten war sie gefährlich, und wer mit dem Schif nur ein wenig zurück hielt, der konnte sich retten, besonders wenn er den Baum mitten im Meere fand *). Wer hingegen in das Meer der Schönheit sich wagt, der hebt sein Haupt nicht mehr aus den Wellen empor.

Der funfzigste Brief.

An einen Geliebten.

In Nestern wohnen die Vögel, in Felsen die Fische, und in den Augen die Schönheit. Allein jene bleiben nicht immer an einem Ort, sondern wechseln ihn nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten; Schönheit aber, die sich einmal in die Augen gesenkt hat, verläßt diese Wohnung nicht mehr. So habe ich dich in meine Augen aufgenommen, und trage dich immer in den Augen umher. Sehe ich jemand auf den Fluren, so halte ich dich für den Hirten, der da sitzt, und die Felsen durch seine Schönheit rührt. Sehe ich ans Meer, so sehe ich dich aus dem Meere heraufsteigen, wie Venus ehemals heraufstieg. Bin ich auf der Wiese, so blühst du unter allen Blumen hervor, und keine der Blumen erreicht deine Schönheit. Denn sind sie auch schön und reizend, so sind sie es doch nur auf einen Tag. Stehe ich an einem Fluß, so weis ich nicht, wie es kömmt: der Fluß ist verschwunden, und ich sehe da nichts strömen, als dich, groß, herrlich und weiter, als

*) Eine Anspielung auf eine Stelle im Homer, Odyssee, B. 12, v. 437. wo Ulyß erzählt, die Charybdis hätte ihn verschlungen, wenn er sich nicht an einem Baum, auf einem Felsen gehalten hätte.

als das große Meer. Blicke ich an den Himmel auf — weg ist die Sonne, vielleicht wandelt sie irgendwo hienieden: aber an ihrer statt glänzt mir der, nach dem ich mich sehne. Bricht die Nacht ein, so sehe ich nur zwey Sterne, den Hesperus und — dich.

Der ein und funfzigste Brief.

An ein Mädchen.

Durch welchen Theil von dir hast du meine Seele gefesselt? Durch nichts anders, als durch die Augen, durch welche die Liebe sich einsenkt. So, wie Tyrannen auf hohen Schlössern, Könige an befestigten Oertern, und die Götter im hohen Olymp wohnen, so wohnt Amor in der Burg der Augen. Mit keinem Wall von Holz noch von Steinen, sondern mit den bloßen Augenbraunen hat er seine Burg befestigt, und ganz sachte und still schleicht er sich ein, aber schnell, weil er Flügel hat, und ungehindert, weil er nackt ist, und mit dem Vorsatz zu kriegen, weil er mit einem Bogen bewafnet ist. Fühlen die Augen zum erstenmal Liebe, so brennt sies, denn ein Gott wollte, daß sie zu gleicher Zeit Vergnügen und Schmerzen empfinden sollten. — O ihr böse Fackelträger! ihr, die ihr so sehr nach Liebe und nach schönen Körpern späht, warum ließt ihr durch die Schönheit euch entzünden? warum ließt ihr meine Seele zuerst den einen Einfluß von außen fühlen? warum zwangt ihr mich zuerst, der Sonne ungetreu zu werden, und ein anderes Feuer zu loben? So wacht nun dafür, und brennt, und denkt immer darüber nach, eure Freyheit wieder zu erlangen, die ihr niemals finden werdet! Wie glücklich, ihr Götter! sind diejenigen, die von Gburt an blind sind! Zu ihnen hat die Liebe keinen Zugang.

Der

Der zwey und funfzigste Brief.

An einen Geliebten.

Ich schloß die Augen vor dir zu, so, wie Belagerten ihre Thore, du aber hast dich Trotz meiner Besatzung hereingeschlichen. Wer hat dich eingelassen? — Es muß etwas in meinen Augen seyn, das mit der Liebe es hält, und mit der Liebe gegen die Seele im Bündnis steht. Sonst dachte sie an nichts, als woran sie denken wollte, und dachte nur über die schönsten Lehrsätze der Philosophie. Ihr wars nur Lust, den weiten Rücken des Himmels zu betrachten, und die Eigenschaften der Gestirne zu erforschen, und was dieses Weltall für Veränderungen erlitten hat, und wie sie entstehen mußten. Nichts war mir angenehmer, als mit der Sonne und mit dem Mond am Himmel dahin zu laufen, Angst zu fühlen, wenn er verschwand; Freude, wenn er voll war; mit dem Chor der übrigen Planeten herum zu irren, und nichts verborgenes in der Natur zurückzulassen, das ich nicht untersucht hätte. Seitdem sie aber menschliche Dinge zu lieben angefangen hat, und durch schöne Augen gefangen worden ist, vergißt sie den ganzen Himmel, und sinnt nur auf ihre Liebe. Nun faßt sie das äußerliche Bild des Geliebten auf, und verwahrt es, und behält es tief eingedrückt. Dieses in ihr brennende Feuer ist bey Tag ihre Leuchte, und bey Nacht ihr Traum.

Der drey und funfzigste Brief.

An ein Mädchen.

Deine Augen liebe ich, aber ich hasse die meinigen. Denn in jenen entdecke ich großen Verstand, in diesen zu viel unnütze Thätigkeit. Sie sind unverschämt, und können von dem, was sie einmal gesehen haben, nicht schweigen

gen. Immer sagen sie meiner Seele vor: „Hast du sie nicht gesehen, die mit den schönen Haaren? die mit dem schönen Gesichte? komm, gehe zu ihr, schreibe ihr, weine und winsele ihr etwas vor,“ und denn gehorcht ihnen meine Seele, und zwar gehorcht sie ihnen, weil sie jenen Schmarotzern nicht widerstehen kann. Mit Gewalt ziehen sie alsdenn die Seele aus dem Körper hinaus, und zwingen sie, was sie selbst vorher schön gefunden haben, auch zu loben. Vorher, ehe Amor von ihr Besitz nahm, kannte sie nichts, als die schöne Sonne, und sie allein war das, was sie betrachtete, was sie bewunderte. Nun sie aber menschliche Schönheit gekostet hat, ist sie der Sonne ungetreu, und eine Sklavin derjenigen Leidenschaft geworden, die vor den Thüren oder auf der Erde liegt, die mit Hitze und mit Kälte, und mit Nebenbuhlern kämpfen muß, und sie entweder erlegen, oder erlegt werden. Wider alle diese Uebel bist du selbst das Mittel, wenn du mit einer kurzen Wollust einen fortdauernden Namen vertauschen willst. Du brauchst weiter nichts mitzutheilen, als was jeder andern leicht ist beyzutragen. Was du aber dafür erhälst, kann ich nicht beschreiben, herzliche Zuneigung, einen guten Namen, und Nächte, die dich zur Mutter, und mich zum Vater machen werden.

Der vier und funfzigste Brief.

An einen Geliebten.

Wenn Agamemnon Herr seines Zorns war, so war er ein großer Held, und nicht nur einem, sondern mehreren Göttern war er alsdenn gleich *). Dann konnte man, wie Homer, von ihm sagen: „An Auge und Kopf glich

*) Homer, Ilias B. 2, v. 478.

glich er Jupitern dem Donnerer, am Gürtel dem Mars, und um die Brust dem Neptun." Ueberließ er sich aber seiner Leidenschaft, und tobte er gegen seine Kriegsgefährten, denn war er feig, wie ein Hirsch, und unverschämt wie ein Hund *), und denn sahe man nichts von Jupiters Augen. Wilde Schweine und Hunde, Schlangen und Wölfe und andere vernunftlose Thiere zürnen. Allein ein schöner Jüngling beleidigt schon dadurch, daß er nicht lächelt, wenn er gleich sonst keine trotzige Miene annimmt. Läßt es doch der Sonne nicht schön, wenn sie sich mit Wolken bedeckt! Was soll das trotzige, das düstere Aussehen? was soll diese menschenfeindliche Finsterniß? Lächle! laß dich versöhnen? Gieb uns wieder den Tag aus deinen Augen!

Der fünf und funfzigste Brief.

An ein Mädchen.

Gestern fand ich dich zornig, aber ich dachte, du wärst es nicht, das Mädchen, das ich sonst sah. Denn der Zorn hatte dich ganz verstellt, und deinen Reiz verdorben. Nun besinne dich anders, und blicke nicht mehr so wild umher. Den Mond nennen wir nicht schön, wenn er mit Wolken bedeckt ist, und die Venus nicht, wenn sie zürnt oder weint, und die Augen der Juno gefallen uns nicht so sehr, wenn sie mit dem Jupiter zürnt, und das Meer, wenn es ungestüm ist. Warf doch Minerva die Flöte weg, weil sie ihr nicht anstund. Die Furien nennen wir Eumeniden, weil sie selbst ihre scheußliche Gestalt verläugnen wollen. Der Dornen an den Rosenstöcken freuen wir uns, weil sie auf einem wilden Gesträuche, das uns zu stechen droht, mitten unter den Rosen hervorlä-

cheln

*) Eben daselbst Buch 1. v. 225.

cheln. Es ziert allezeit, wenn auf dem Gesicht eines Frauenzimmers Meersstille ist. Sey nicht zornig und nicht so schrecklich, und beraube dich nicht des schönsten Glanzes der Schönheit! Reiß dir nicht selbst die Rosen ab, die auf den Wangen der Schönheit blühen! Glaubst du mir nicht, so laß dir den Spiegel es sagen, wie sehr deine Gestalt verändert ist! — Es ist ein gutes Anzeigen, daß du das Gesicht abwendest. Denn entweder hassest du diese Gestalt, oder erschrickst du vor ihr, oder erkennst du sie nicht für die deinige, oder reuet sie dich.

Der sechs und funfzigste Brief.

An einen Geliebten.

Du bist, wie ich vermuthe, ziemlich entschlossen. Nur schämst du dich noch. Wie lange willst du es aufschieben, dir einen treuen Freund zu machen? Ist nicht das Gedicht des Homer voll von schönen Gestalten? hat er nicht einen Nireus und Achill vor Troja geführt? haben nicht Harmodius und Aristogiton wegen ihrer Schönheit Freunde biß in den Tod gefunden? hat nicht Apoll dem Admed und Branchus gedient? hat nicht Zevs den Ganymed geraubt, der ihn mehr vergnügt, als sein Nektar? Ihr schönen Jünglinge, ihr bewohnt allein den Olymp, wie eine Stadt! Zürne nicht, daß dein Liebhaber dir nicht Unsterblichkeit geben kann, aber sein Leben kann er für dich dahin geben. Glaubst du es nicht, so will ich dir zeigen, daß ich bereit bin, auf der Stelle für dich zu sterben. Wenn ich den Strick um den Hals mir lege, Unmensch! wirds dir nicht leid seyn, daß du Schuld bist?

Der sieben und funfzigste Brief.

An ein Mädchen.

Du befiehlst mir, dich nicht zu sehen, und mich nicht sehen zu lassen. Welcher Gesetzgeber befiehlt dieses, oder welcher befiehlt jenes? Wenn keines von beyden verboten ist, so beraube dich selbst nicht des Vergnügens, dich zu zeigen, und uns nicht, dich zu sehen. Die Quelle spricht nicht: „Niemand soll aus mir trinken." Der Herbst spricht nicht: „Niemand soll von meinen Früchten genießen." Die Wiese nicht: „Wandelt nicht auf mir." So folge denn auch du den Gesetzen der Natur, und stille den brennenden Durst des Wandersmanns, den der Ausflus deines Gestirns versengt hat.

Der acht und funfzigste Brief.

An eine Frau.

Die Sache selbst ist eins. Was man aber mit Gefahr unternimmt, hat mehr Reiz. Denn was erlaubt ist, schmeckt uns nicht so süße, als ein verbotenes Vergnügen. Denn alles Gestolene ist süßer. So kam Neptun als eine purpurfarbene Welle, Jupiter als Gold oder Wasser, oder als ein Stier, oder eine Schlange oder in andern Gestalten, und daher sind alsdenn andere Götter, Bacchus, Apoll und Herkules entsprungen. Der Juno selbst, sagt Homer, war Jupiter angenehmer, als er heimlich zu ihr kam, gleich einem Liebhaber, der sich einschleicht.

Der neun und funfzigste Brief.

An einen Geliebten.

Ein schöner Jüngling ist, wenn er grausam ist, ein ver-

verzehrendes Feuer, ist er aber gütig, ein Licht. Brenne also nicht, sondern suche zu erhalten, und stelle in deinem Herzen einen Altar des Mitleidens auf. Nimm für ein vergängliches Geschenke einen treuen Freund an, und komme der Zeit zuvor, die alle Schönheit zerstört, so wie der Patriot die Macht des Tyrannen. Wie sehr befürchte ich — ich will es frey heraussagen — du möchtest zaudern, biß der Bart dich überrascht, und die Schönheit deines Gesichts überschattet, so wie sich Wolken vor die Sonne herziehen! Oder vielmehr, was befürchte ich als zukünftig, was schon da ist? Dein Bart fängt an zu keimen, die Wangen werden männlich, und es sproßt aus dem ganzen Gesicht hervor. Ach! über dem langen Zaudern wird man alt — du, indem du dich mir nicht ergiebst, und ich, indem ichs immer verschiebe, dich zu bitten! Gieb der Liebe nach, ich beschwöre dich bey deinem keimenden Bart, bey dem Amor, ehe der Frühling ganz verblüht, und der Winter hereinbricht!

Der sechzigste Brief.

An ein Mädchen.

Ein Buhler wagt eine gefährliche Bitte, wenn er erhört wird, und eine traurige, wenn man ihn nicht erhört. Ist er glücklich, so hat er alles von den Gesetzen zu befürchten; ist ers nicht, so muß Amor ihm nichts, als Traurigkeit bringen. Doch ists besser, glücklich zu seyn und in Gefahr zu schweben, als unglücklich und traurig zu seyn!

Der ein und sechzigste Brief.

An einen Geliebten.

Ich lobe dich, daß du die Zeit gleichsam täuschst, und

und den Bart dir ausraufest. Denn was öfters die Natur entfernt, das heißt die Kunst bleiben. Angenehm ists, was man verloren hat, wieder erhalten. So höre denn meinen Rath. Laß die Haarlocken dir wachsen, und pflege sie, damit sie sanft an den Wangen sich herabziehen. — Wer will, kann sie leicht wieder entfernen. — Die andern laß auf die Schultern herabfallen, wie Homer die Einwohner von Euböa schildert. Schöne Haare sind reizender, als der Baum der Minerva. Wäre die Burg von Athen dieser Zierde beraubt, sie würde nicht so schön seyn. Aber deine Wangen seyn glatt, und nichts trübe ihr Licht, weder Wolken noch Schatten! Denn gleichwie geschlossene Augen kein angenehmer Anblick sind, so sind es auch nicht die haarigten Wangen eines Jünglings. So verschaffe dir denn eine längere Dauer dieser Schönheit, entweder mit Kräutern, oder Messerchen, oder durch andere Mittel, so wirst du alsdenn den Göttern ähnlicher werden, an denen kein Alter sichtbar ist.

Der zwey und sechzigste Brief.

An ein Mädchen.

Gestern, als ich die Augen schloß, so wie schläfrige mit den Augen zu nicken pflegen, glaubte ich, es sey indessen viele Zeit vorübergegangen, und zürnte auf meine Augen, daß sie so viele Zeit ohne Liebe verloren. Warum vergaßt ihr denn der Liebe? ihr Augen! warum bewachtet ihr nicht immer das Bild der Schönen? wo ist sie? was ist indessen aus ihr geworden? Sagt mir wenigstens das. — Ich glaubte, die Antwort zu hören: „Ich bin hingegangen, wo ich sie zu sehen hofte, und suchte sie, wie wenn sie mir geraubt wäre.“ Was soll ich thun, wenn du wieder, wie im vorigen Jahre, aufs Land dich begiebst, und die Stadt auf so lange Zeit verlässest? Ich halte mich

als-

alsdenn für verloren, und werde denn nichts sehen, und nichts hören, das mir angenehm ist. Denn mit mir werden auch die Götter, von dir nachgezogen, die Stadt verlassen. Denn was sollten sie allein in der Stadt machen? und wenn sie auch bleiben, so bleibe doch ich nicht, weil die Liebe mich folgen heißt. Wenn ich auch graben müßte, so würde ich den Spaten mit Vergnügen nehmen. Müßte ich im Weinberge arbeiten, so wollte ich der Reben warten. Müßte ich Wassergraben ziehen, so wollte ich dem Wasser seinen Lauf erleichtern. Denn welcher Fluß ist so blind, daß er dein Landgut nicht gern wässern sollte. Nur eins verbitte ich mir. — Melken laß mich nicht. Denn ich mag nichts berühren, als deine Brust.

Der drey und sechzigste Brief.

An einen Geliebten.

Was zeigst du mir deinen keimenden Bart, mein Jüngling! du hörst nicht auf, sondern erst fängst du an, schön zu seyn. Jene frühzeitige Schönheit ist wie auf Flügeln davon geflohen, und wie ein aufbrausendes Feuer erloschen, aber das dauerhafte bleibt. Die Zeit verdirbt nicht eine wahre Schönheit, sondern zeigt sie erst in ihrem Glanze, beneidet sie nicht, sondern giebt ihr erst das Zeugniß. Homer, der Dichter, der schöne Jünglinge gesehen und geschildert hat, hält den Jüngling mit dem keimenden Bart für den schönsten. Niemals würde er dieses gesagt haben, wenn er nicht selbst einen Liebling mit einem keimenden Bart gehabt und geküßt hätte. Ehe deine Wangen blüheten, waren sie die zarten und weichlichen Wangen eines Frauenzimmers, jetzt aber sind sie männlicher und vollkommener. Oder wollest du von einem Evnuchen, deren Kinn glatt und gleich Steinen hart ist, nicht unterschieden seyn, da doch die Evnuchen selbst sich mehr ihres

Mangels am Bart, als des andern Mangels schämen, weil man jenen Mangel sieht, diesen aber nicht?

Der vier und sechzigste Brief.

An ein Mädchen.

Wer hat dir die Haare abgeschnitten? meine Schöne! Wer war der Unsinnige, der Barbar, der gegen dieses Geschenke der Venus so sehr wüthete? Die grünende Erde hat keinen so reizenden Anblick, als ein Mädchen mit schönen lockigten Haaren ist. Ach! über die Hand des Frevlers! Kein Feind hätte dir schlimmer mitspielen können, Ich würde selbst einer Sklavin die Haare nicht abscheeren, sondern jede Schönheit ehren, weil es tyrannisch ist, sie zerstören. — Indessen weil das Unglück geschehen ist, so zeige mir wenigstens, wo sie aufbewahrt sind, damit ich sie durch einen Vergleich mit deinem Feind erhalten, und, sind sie gleich weggeworfen, küssen möge. O ihr Flügel des Amor! o ihr Raub ihres Haupts! o ihr süßen Reste der Schönheit!

Der fünf und sechzigste Brief.

An eben dieselbe.

Ich weis nicht, was ich an dir am meisten loben soll. Dein Haupt? Aber denn sind die Augen da. Also die Augen? Aber die Wangen wollen auch gelobt seyn. Also die Wangen? Aber denn reizen mich deine Lippen, und entzünden mich zur Liebe, wenn sie geschlossen dir einen neuen Reiz geben, oder geöfnet süße Wohlgerüche hauchen. Stehst du vollends da, wie Venus auf Ida, denn strahlen mir tausend bißher verborgene Schönheiten in die Augen. O

Phidias! O Lysipp und Polyktet! warum seyd ihr jetzt nicht mehr! ihr würdet keine andere Schönheit nachbilden, als diese. Schön ist deine Hand, und herrlich deine Brust, das übrige zu beschreiben, fehlt es mir an Worten. Auch den Sohn des Priamus hättest du zum Richter annehmen können. Wärs nur ich! aber denn wüßte ich nicht, welchem Theil von dir ich den Preiß zusprechen sollte. Soll ich diese loben? aber jene sind auch schön. Soll ich jene loben? aber denn ziehen mich diese wieder an sich. Laß dich umarmen! denn will ich den Ausspruch thun.

Der sechs und sechzigste Brief.

An eben dieselbe.

Als Paris über die Schönheit der Göttinnen den Ausspruch that, war Helena nicht gegenwärtig. Wäre sie da gewesen, so hätte er die, die er liebte, für die schönste erklärt. Was nun er bey seinem Urtheil gefehlt hat, will ich verbessern. — Seyd ruhig ihr Göttinnen, und streitet nicht, wer die Schönste ist! Hier habe ich den goldenen Apfel. Nimm ihn du, meine Schönste! Du übertriffst die Göttinnen. Ließ nur, was auf dem Apfel geschrieben ist! Doch gebe ich dir hier noch einen andern Apfel, diesen Brief. Jener kam von der Eris, diesen schickt dir Amor. Jener war stumm, dieser wird mit dir reden. Wirf ihn nicht weg, verschlinge ihn nicht, hört man doch selbst im Kriege Abgesandten an. Und was enthält er denn? Er wird es dir selbst sagen: „Evippe, ich liebe dich.“ Nun unterschreib ihn, so bald du ihn gelesen hast. Wie wird der Apfel deiner Aufschrift sich freuen!

Der sieben und sechzigste Brief.

An eben dieselbe.

Laß die Schuhe weg, und hülle deinen Fuß nicht in falsches tückisches Leder ein, dessen gemalte Schönheit nur trügt! Hüllst du in weißes Leder sie ein, so wird man es nicht von den weißen Füßen zu unterscheiden wissen. Nimmst du vollends schwarzes Leder, so giebst du ihnen eine traurige Gestalt! Ists aber roth, so schreckst du, wie wenn Blut flösse. Ach! wäre nichts von dir eingehüllt! Du würdest viel schöner seyn, wenn deine ganze Schönheit vor unsern Augen offen da stünde. Doch hülle alles übrige ein, und gieb ihnen das nöthige Gewand, nur deine Füße bedecke eben so wenig, als man den Hals, die Wangen, die Haare und die Augen bedeckt. Wo die Natur etwas versehen hat, muß die Kunst ihr zu Hülfe kommen, und den Fehler verdecken. Wenn aber Schönheit sich zeigen darf, so bedarf man der Hülfe der Kunst nicht. Setze mehr Vertrauen in deine Schönheit, und glaube, daß du deine Füße zeigen darfst. Feuer und Meer wird ihnen nicht schaden. Willst du über einen Fluß, so wird das Wasser unter deinen Füßen stehen; willst du über einen Felsen, so werden sie unter dir so weich seyn, wie Wiesen. — Der große Kenner jeder Schönheit preiset die Silberfüße der Thetis *). Eben so malen die Maler die aus dem Meere steigende Venus. So malen sie auch die Töchter des Leucippus. Jeder deiner Liebhaber muß gleich sie küssen können. Auch mit Gold darfst du sie nicht umwinden. Ich hasse jede Gattung von Fesseln, die, wenn sie auch kostbar sind, doch das Bild einer Strafe sind. Denn was ists für ein Unterschied, ob man mit Gold oder mit Eisen gefesselt ist? Außer etwa der,

*) Θετις αεγυροπεζα. Homer.

der, daß der Anblick von jenem einiges Vergnügen verursacht. Daher thue deinen Füßen nicht wehe, meine Schönste! und bedecke nicht, was nicht bedeckt zu werden verdient! Schwebe sanft über die Erde hinweg, doch drücke ihr einige Fußstapfen ein, damit sie deiner Füße sich freue.

Der acht und sechzigste Brief.

An eine Buhlerin.

Was andere an dir tadeln, daß du ein wenig unverschämt und stolz und gar zu gefällig seyst, das lobe ich an dir. Denn wir bewundern Pferde, die sich selbst antreiben, und den Löwen, der einen hohen Geist hat, und die Vögel, die den Kopf hoch tragen. Daher ists nichts neues, daß du als ein Mädchen, und noch dazu als ein schönes Mädchen, stolz einhergehst. Giebt es eine Burg der Schönheit, so ist sie den königlichen weit vorzuziehen. Denn jene lieben, diese fürchten wir. — Du lässest deine Liebe dir belohnen. Auch Danae nahm Gold und Kränze, und selbst die jungfräuliche Diana nimmt diese an — Du überlässest dich nicht dem Städter allein — und Helena den Hirten. Du überlässest dich den Lautenschlägern. Warum solltest du nicht, wenn du an den Apoll denkst? — den Flötenspielern — auch ihre Kunst kömmt von den Musen! den Sklaven, damit sie bey dir sich frey dünken. — Du schämst dich auch nicht der Liebe der Jäger und der Schifleute, denn sie entfernen sich bald wieder. Und war Jason zu verachten, der zuerst auf das Meer sich wagte? Höre daher jene Stolze nicht an, beleidige den Armen mit keinem Wort, denn ihn hören die Götter. Ehre das Alter, denn es verdients! Lehre den Jüngling, als einen Anfänger! Halte den Fremdling, der eilen will, auf. So machten es Timagora, Lais, Aristagora und die Gly-

Glycerion des Menander, in deren Fußstapfen du trittst. Du kennst die Regeln der Kunst, und hast auch Uebung, und dein Verstand zeigt dir, wie du in die Umstände dich schicken sollst. Kein Feuer brennt so sehr, als dein Hauch, und keine Flöte tönt so lieblich, als deine Rede.

Der neun und sechzigste Brief.

An einen verbuhlten Jüngling.

Du verkaufst dich selbst — dieß thut jeder, der um den Lohn dient — und übergiebst dich einem jeden, der dir etwas giebt. So, wie ein Schifmann demjenigen mit seinem Schiffe dient, der ihn bezahlt. So trinken wir frey aus jedem Flusse, und riechen frey an jeder Rose! Du gefällst den Leuten, weil du niemanden nichts abschlägst, und jeden in den Stand setzest, von deiner Schönheit zu urtheilen. Denn sich jedermanns Urtheil aussetzen dürfen, ist ein Zeichen einer untadelhaften Schönheit. Schäme dich daher deiner Gefälligkeit nicht, sondern rühme dich ihrer. Wasser wird niemand versagt, und niemand ist der einzige Besitzer des Feuers. Uns allen leuchten die Gestirne, und die Sonne ist unsere gemeinschaftliche Gottheit. Dein Hauß ist die Burg der Schönheit, die hineingehen, sind ihre Priester; der Bekränzte ist der Gott; und das bezahlte Geld ist der Tribut des Opfernden. Herrsche noch lange mit Lust, nimm die Opfer an, und laß dich als einen Gott verehren!

Der siebenzigste Brief.

An ein Mädchen.

Wirst du einem Verbannten erlauben, an dich zu schrei-

schreiben — so must du auch dem Liebenden keinen Seufzer, keine Thräne, nichts, was sonst in der Natur ist, erlauben. Verbanne mich nicht aus deinem Gesichte, weil ich aus dem Vaterlande verbannt bin, und wirf mir mein Unglück nicht vor, denn wer kann wider die Macht des Schicksals? Ist doch Aristides, ist doch Xenophon ohne seine Schuld verbannt worden, wiewol jener wieder zurück gerufen wurde. Aber auch Themistokles, der selbst den Barbaren Ehrfurcht einflößte, und einst die Mauern von Athen wiederhergestellt hatte — ist doch Alcibiades und selbst Demosthenes aus dem Vaterlande vertrieben worden. Allein was vertrieb sie anders, als der Neid? Wird doch das Meer von der Sonne, und die Sonne von der Nacht vertrieben! So weicht der Herbst dem Winter, und der Winter dem Frühling! Mit einem Wort, die folgende Zeit verjagt immer die vorhergehende. — Aber Athen nahm die flüchtige Ceres, den Bacchus, der seinen Aufenthalt veränderte, und die herumirrenden Nachkommen des Herkules auf, und damals weiheten die Athenienser dem Mitleiden, als der dreyzehenten Gottheit, einen Altar, und opferten ihr, aber nicht Wein und Milch, sondern Thränen und Erbarmen gegen Unglückliche. Errichte du auch einen Altar, und habe Mitleiden mit einem Unglücklichen, damit ich kein zwiefach Vertriebener bin, einmal aus dem Vaterlande, und das andere mal von dir.

Der ein und siebenzigste Brief.

An einen Geliebten.

Was ich deiner Keuschheit, auf die du so stolz zu seyn scheinst, für einen Namen geben soll, weis ich nicht. Soll ich sie Wildheit nennen, die den Gesetzen der Natur widerstrebt? oder Philosophie, die nur das äußerliche Ansehen

sehen von Wildheit hat? oder übermüthige Verachtung des Vergnügens? Es mag nun seyn, wie es will, so ist diese deine Keuschheit zwar dem Ansehen nach schön und lobenswürdig, aber sie ist zugleich Menschenfeindlich. Ists denn ein Verdienst, zu sterben, ehe man wirklich stirbt? Sich Kränze der Keuschheit zu erwerben, ehe man verblüht ist? sich mit Oele salben, ehe man fault, und sich um neue Freunde bewerben, ehe man von den andern verlassen ist? Ist es denn schön, der ewigen Nacht durch Nacht zuvorzukommen? zu trinken, ehe man dürstet? zu essen, ehe man hungert? Welchen Tag hältst du denn für den deinigen? Den gestrigen? Er ist dahin. Den heutigen? Er ist nicht dein! Den künftigen? Du weißt ja nicht, ob er dein seyn wird! Du kannst weiter nichts, als ihn wünschen, so wie alles andere.

Der zwey und siebenzigste Brief.

An ein Mädchen.

Ich muß die Wolke da über deinen Augen vertreiben, damit deine Schönheit nichts finsteres hat. Unter den Horen sind diejenigen die schönsten, die heiter sind und lachen, und aus einem schönen Gesichte, auf dem Ruhe herrscht wie Meeresstille, strahlt Vergnügen, wie aus einem Spiegel. Verfinsterst du es nicht, so wird man dich für den schönsten, selbst bey Tage sichtbaren Stern halten. Ist dieses ein Gedanke des Pindar *), so ist auch das ein pindarischer Gedanke, daß der Strahl, der aus deinen Augen schimmert, den meinigen Gesetze giebt.

Der

*) Olear. glaubt, der Verf. spiele hier auf die Olymp. Oden (1, 7.) an.

Der drey und siebenzigste Brief.

An ein Mädchen.

Sappho liebte die Rose, und erwähnt ihrer immer mit Lob, indem sie schöne Mädchen mit ihr vergleicht. Ja sie vergleicht die Rose so gar mit den nackten Armen der Grazien. Allein wenn sie die schönste Blume ist, so ist sie zugleich die hinfälligste. Sie blüht auf im Frühling, so wie auch Menschen im Frühling ihrer Jugend blühen. Aber deine Schönheit wird nicht verwelken, sie lacht zu sehr in deinen Augen, und auf deinen Wangen, als daß nicht selbst ihr Herbst Frühling seyn sollte.

Der vier und siebenzigste Brief.

Ohne Aufschrift.

Lieben, ist keine Krankheit, sondern nicht lieben. Denn wenn das Wort Lieben von dem Wort Sehen *) herkömmt, so sind die nicht Liebenden blind.

Des Philostratus Epigramm

auf den verwundeten Telephus.

Aus B. IV. Kap. VIII. der Anthologie.

Dieß ist Teuthraniens berühmter Held,
Der einst der Griechen viele tödtete,
Und des Kaikus vollen Strom mit Blut
Der Griechen färbte! Aber Telephus

Begeg-

*) Die zwey griechischen Wörter, mit denen hier gespielt wird, heißen ἐρᾶν, lieben, und ὁρᾶν, sehen, jenes soll von diesem herkommen.

Begegnete der Pelias Achills! —
Nun steckt sie schwer in seinen Lenden: keichend
Schleppt er sie fort, tief in dem frischen Fleisch.
Vor dem Verwundeten bebt noch der Grieche,
Und flieht das Ufer Mysiens mit Schrecken.

Zwey Fragmente.

Aus dem Suidas.

Art. Σοφιϛης.

Weise sind wir, und keine Sophisten.

Aus eben demselben.

Art. ὑποτείνει.

Traurig ist die Aussicht in die Zukunft.

Ende des ganzen Werks.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philostratus, Flavius, / Philostratus / Seybold, David Christoph,

Die Werke der Philostrate

Bd.: Zweyten und letzten Bandes

1777

Coburg, Landesbibliothek -- A II 8/28(2,1/2)#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912526-0